Nr. 16, 1991/1992
DM 4,50

konkret

literatur

1991

Klaus Bittermann
Günter Blank
Joachim Bruhn
Diedrich Diederichsen
Christel Dormagen
Hermann L. Gremliza
Günter Herburger
Kurt Hübner
Hermann Kant
Ernst Köhler
Otto Köhler
Verena Krieger
Brigitte Kronauer
Erich Kuby
Robert Kurz
Rainer Nuske
Jürgen Petzer
Hermann P. Piwitt
Jan Philipp Reemtsma
Erwin Riess
Michael Scharang
Ronald M. Schernikau
Sabine Schmidt
Ingrid Strobl
Oliver Tolmein
Horst Tomayer

»Unaufhaltsam strebt das Literaturleben aufwärts« (Michael Scharang)

in Literatur konkret 1991

Editorial

Der Irrlauf des Geliebten von Günter Herburger
»Ich schreibe um mein Leben. Schriebe ich nicht, wäre ich wahrscheinlich längst tot. Um das Leben schreiben heißt, sich seine eigene Kiesgrube bauen, in der man heimisch werden kann, und schürfen. Oder aber ein Gerüst aufstellen, in dem man sich bewegt. So sehe ich mein langes Romanwerk an. Es ist meine Heimstätte.« - Ein Vorabdruck aus dem Roman »Thuja«, mit dem Günter Herburger seine gleichnamige Trilogie abgeschlossen hat

Gibt es eine Literatur nach dem Kommunismus? von Hermann L. Gremliza
Blöde Frage - es gab je auch eine vor ihm. Ob es aber ein Leben der Kunst nach dem Tod der Zukunft gibt? Ein Trost bleibt: daß es viele Literaten nicht mehr geben wird

Desasterforschung von Christel Dormagen
Rezension

Gedichte und Briefklammern von Jan Philipp Reemtsma
Rezension

Heiteres und eine Fleißaufgabe von Brigitte Kronauer
Rezension

Was machen wir hier von Klaus Bittermann
Rezension

Business Somewhat Unusual von Hermann Kant

Mecklenburg goes America von Sabine Schmidt
Rezension

Das gebrochene Rückgrat und die zivile Gesellschaft von Erwin Riess
Rezension

Ein Freudentag von Michael Scharang

Reiseführer in die Schattenseiten von Gunter Blank
Rezension

Schallendes Gelächter von Ronald M. Schernikau
Rezension

Die Lügen der Leser von Robert Kurz
Rezension

Rassenkrieg im postmodernen Amerika von Diedrich Diederichsen
Rezension

Geschichte, Erinnerungen & Reflektionen von Kurt Hübner

Besuch in Deutschland von Ernst Köhler
Rezension

Displaced Persons von Ingrid Strobl

Rezension

Heterogen und beliebig von Oliver Tolmein
Rezension

Kein Grund zur FDGO von Joachim Bruhn
Rezension

Heftpflaster gegen Beinbruch von Erich Kuby
Rezension

Rare Poesie von Hermann Peter Piwitt
Rezension

Schwieriger Genitiv von Rainer Noske
Rezension

Einfach und anschaulich von Ulrich Hentschel
Rezension

Archivierter Reklamescheißdreck von Horst Tomayer
Rezension

Opfer und Täter von Otto Köhler
Rezension

Gesamtkunstwerk Stalin von Verena Krieger
Rezension

Literatur-Konkret 1991 S. 3

Editorial

LITERATUR KONKRET, vierzehn Jahre lang eine ganz eigenständige Zeitschrift, erscheint im fünfzehnten Jahr in neuer Form:

Die KONKRET-Abonnenten bekommen LITERATUR KONKRET zusammen mit dem OktoberHeft von KONKRET, ohne Aufpreis, allen andern Lesern wird LITERATUR KONKRET zum Preis von 4,50 Mark im Buchhandel angeboten.

Anders als in den vorausgegangenen fünfzehn Jahren auch der Inhalt: Ein Stück neuer Literatur (ein Vorabdruck aus dem letzten Roman von Günter Herburger), ein polemischer Ausfall (des Herausgebers), ein Gedicht (von Michael Scharang) und 76 Rezensionen von Büchern, die 23 Autorinnen und Autoren sich ausgesucht haben, ohne Rücksicht auf Wünsche von Redaktion oder Anzeigenabteilung zu nehmen (und das war in der neueren deutschen Zeitschriftengeschichte gewiß noch nicht da).

Literatur-Konkret 1991 S. 4

Günter Herburger

Der Irrlauf des Geliebten

»Ich schreibe um mein Leben. Schriebe ich nicht, wäre ich wahrscheinlich längst tot. Um das Leben schreiben heißt, sich seine eigene Kiesgrube bauen, in der man heimisch werden kann, und schürfen. Oder aber ein Gerüst aufstellen, in dem man sich bewegt. So sehe ich mein langes Romanwerk an. Es ist meine Heimstätte.« - Ein Vorabdruck aus dem Roman »Thuja«, mit dem Günter Herburger seine gleichnamige Trilogie abgeschlossen hat

DER Geliebte der Mopedfahrerin war ins gemeinsame Haus, ein notdürftig vernagelter Bauernbau ohne Rinder, Geißen, Enten am Rande von Eisenharz zurückgekehrt und hatte vom Postboten des Dorfs, der aus dem kleinstädtischen Krankenhaus angerufen worden war, den Tod der Ursula Kappenmacher erfahren. Ihr Leichnam liege im Keller des Schwesternheims. »Schon gut, schon gut«, tröstete der Bote, streichelte über den Rücken des Weinenden, versuchte es jedenfalls.

Im Gedächtnis des Architekten bäumte sich eine Brücke aus Zigarettenpapier auf, deren messerscharfe Wölbung im Moor zwischen Göttlishofen und Christazhofen verschwand, wo er und sie Beeren gesammelt und manchmal mit Hasenkot verwechselt hatten. Vor allem auf einem Jägerhochstand ließen sie sich nieder, er hinten, sie vorn, sich verausgabend mit angehaltenem Atem, ob unten nicht jemand auf dem Krautpfad vorüberschliche und sie beobachtete.

Als der Postbote gegangen war, hörte der Geliebte der Toten zu weinen auf. Dort beim elektrischen Heizofen, den sie, weil der Kamin des Kachelofens nicht mehr zog, angeschafft hatten, standen die hochhackigen Goldsandaletten der Ursula Kappenmacher, von ihr angezogen, wenn sie müde, griesgrämig gewesen war, besonders nach Tagen der Arbeitssuche.

In der Küche, eine in vielen alten Bauernhäusern niedrige Vierung mit Eingang, dann links Kuhstall, rechts Wohnstube, dahinter Vorratsscheune, stand noch die Pfanne auf dem Herd. Der Zurückgebliebene kratzte Eierreste und verschmorte Gurkenstücke vom Rand, darauf achtend, daß sein Zeigefinger nicht von Fett verunreinigt wurde.

In den Stall, der leer war, hätte Vieh eingetrieben werden können, zehn Stück, heutzutage zum Überleben von zwei Personen die Mindestzahl.

Die Scheune war voll verrotteter Maschinen ohne Motor, auch ein Heuwender mit Deichsel und ein Kibitken, ein russischer Zweispänner ohne Dach und Federung, hatten Platz gefunden. Zu sehen waren im Dämmer unter dem Heuboden noch eine handbetriebene Häckselmaschine für Pferdefutter, ein Fuhrwerk mit Speichenwänden, ein Hühnerkäfig aus verbeultem Gitter und ein Schweinekoben mit klaffenden Bohlen.

Der Geliebte ging in die Küche zurück und durch die Wohnstube in die Schlafkammer, eine Art Raum im Raum, als hätte ihn Raffael entworfen, dessen Ehrgeiz war, Bilder seiner reichen Auftraggeber hold zu malen, doch manchmal betrog er, indem er beispielsweise unterhalb einer Renaissancefamilie den Kopf eines Jungrinds auftauchen ließ, das die Wiederkäuerzähne bleckte und ein Halsfell voll teuflischer Flecken besaß.

Der stellungslose Architekt schlug die ungelüfteten Betten zum Fußende um, als sollten er und sie, das Paar, das sie gewesen waren, einkehren. Er zögerte, was ihm noch einfiele. Schließlich zog er die Schuhe aus und horchte, als käme sie wieder, schmisse die Tür zu, donnerte die Pfanne auf die Herdringe, schöbe das eiserne Gerät hin und her und beklagte sich laut, es stinke, sei nicht aufgeräumt, während er hinter ihrem Rücken leise die Küche beträte und einen Salzstein ihr über die Schulter reichte, den sie krachend in eine Ecke beförderte, rufend »mein Schatz, mein Schatz!« Manchmal hatten sie den Stein, der bitter schmeckte und von Schafszungen ausgehöhlt worden war, gemeinsam abgeleckt.

Er tauchte seine Hände in die Mehltruhe und verließ das Haus, ging barfuß querfeldein zu einer Senke, den Kopf erhoben, damit neue Tränen schneller trockneten. Seine Haltung war in Schrittmaß und Armbewegungen gemessen, der aufrechte Gang rührte jedoch eher von den Stoppeln der gemähten Wiese her. Auf einem Maulwurfshaufen, der kühlte, besann er sich.

Das Mehl an Händen und Armen hatte sich verflüchtigt. An zwei, drei Fingern waren jedoch Streifen wie weiße, kleine Ringe zurückgeblieben, die, als er sie, in der Luft vorsichtig Klavier spielend, betrachtete, sich zu bewegen begannen, über die Gelenke zu den Fingerspitzen und unentwegt weiterglitten, Paar um Paar, mal eng zusammen, dann flach gedrückt, beinahe zerfließend, um sich in der Aufwärtsbewegung einer Brise wieder aneinanderzuschmiegen, bevor zwischen Wolken herunterschießende Sonnenstrahlen sie zerstörten oder achtlos umhertobende Mücken und Fliegen immer mehr Risse in ihre Konsistenz brachen. Die Insekten benützten die flüchtigen Mehlspiralen als Badegelegenheiten. Zwei Ringe hatten sich entfernt, und der Geliebte bildete sich ein, sie Seite an Seite um die Kirchturmspitze von Göttlishofen schweben zu sehen, so daß er vor Rührung vom weichen Erdreich des Maulwurfhügels heruntertrat, worauf diesmal Schmerz aus seinen Fußsohlen in ihm hochstieg, als läuteten im Dorf die Glocken. Er fing zu traben an.

Am nächsten Zaun, ein elektrischer Draht, der summte, hatte er das Verlangen, seine wehen Füße zur Kühlung den, dünkte ihm, schneeigen Korpuskelströmen in dem blanken Strang entgegenzustemmen. Er faßte sich, kroch unten hindurch.

Die Senke wurde abschüssiger, führte zu einem Wald, der wie eine dunkle Wetterfront aus geschlossen stehenden Tannen aufragte. Dort fände er Schutz, vor allem besseren Boden, denn die Stoppeln der Wiese stachen unnachgiebig in die bloßen Sohlen, bis er am Ende beinahe zu fliegen verstand über das stachlige Gras, in dem vereinzelt wieder Butterblumen und Hahnentritt sprossen, als wären die Goldsandaletten seiner toten Geliebten in tausend kleinen Teilen verstreut angewachsen.

Als der stellungslose Architekt den Wald erreicht hatte, mußte er sich unter tief hängende Zweige bücken. Kratzend fuhren Nadeln über sein Hemd, dann konnte er sich aufrichten und zwischen den Stämmen angenehm gehen, während feuchte Kühle um ihn strich, als werde er willkommen geheißen.

Die Trauer zog sich zurück. Ein vermischt düsteres Licht, in dem wirbelnde Strahlen kreuzten, nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Manchmal hörte er Mücken, auch Vögel riefen über ihm im Nadeldach, so daß er sich wie in einem Raum erinnerter Vergeßlichkeit befand und Hunger bekam.

Er fand nichts, keine Beeren, keine Pilze, der Boden war in dem vor zwei Generationen eng angepflanzten Holzschlag leer geblieben. Nur an einem Moortümpel, der wie vom Himmel gefallen dalag und über dem Fichtenwipfel, auch Kronen einiger Laubbäume, sich nie geschlossen hatten, wuchsen auf einer trockenen Stelle taube Nesseln, deren weiße Blütenpropfen nach Honig schmeckten. Vor allem gab es kurze Schachtelhalme, die sich aus ihren im Sumpf versenkten Schäften ziehen ließen. Er kaute die gelben, ein wenig wie gebutterten Enden. Impulsiv schluckte er noch zarten Glimmerspat mit, als hätte er Brausepulver auf der Hand gehabt. Nun konnte der Magen, rumpelnd wie beim Vogel Strauß, den Zellulosebrei um- und umwenden.

Der Geliebte hatte später das Verlangen nach einem Hut, zum Beispiel nach einer Glockenblume, doch dazu hätte er eine Vergrößerungswurzel benötigt, Bärenklau, der nirgends zu entdecken war. Enttäuscht zog er sich aus, vergaß seine Kleider, wanderte nackt weiter. Blonde Härchen, aufgerichtet an Bauch und Lenden, trugen schließlich kleine Tropfen, herbeigesegelt aus der Kühle. Der Geliebte fing zu schimmern an, als trüge er ein Vlies.

Da der Abend begann, im Wald früher als draußen, schienen die Stämme zu frieren, wurden rötlicher, erhielten einen murrenden Klang. Der Geliebte schritt durch Flöze. Angst spürte er nicht, vielmehr die Aufforderung, sich zu bewähren, solang das Licht noch reichte, denn die Toten, die Toten beschützten im Tal der Welt die Verwirrung.

NACH dem Ried schritt er über den Grashügel des Haldenhofs, bückte sich unter Elektrozäunen, und einige Besucher, die auf der Terrasse der Wirtschaft saßen, sollen dem Entblößten nachgeblickt haben, sich die Augen reibend.

Der Geliebte tauchte bei Bauers wieder abwärts in den Wald und verfing sich in lappigen Gewächsen, wildem Rhabarber, während Feuchtigkeit, auch ein Rauschen zunahmen, und folgerichtig erreichte er die Unteren Argen, wo der Fluß eine Lößwand freigelegt hatte.

Auch wir atmeten aus, hätten wir Lungen und Zwerchfell gehabt. Insgesamt war die Operation bisher gelungen, die Trennung des Schmerzes von der Gegenwart.

Der Geliebte watete durch den Fluß, ein trügerisches Unternehmen, denn zwischen spitzen Steinen, von Gewässern umschäumt, gab es Untiefen aus glattgeschliffenem Kanisfluh, einem nach der letzten Eiszeit gebackenen Gneis mit verhärtetem Lehmschiefer, doch der Wanderer rutschte nicht aus, mußte nur einmal durch einen ausgewaschenen Gumpen schwimmen und fing, tropfnaß am anderen Steilufer angekommen, sofort zu klettern an, als wollte er nach Kapf hinauf, zu einem Weiler, der in der Höhe hinter einer Tannenschonung lag.

Etwa in der Mitte der Lößwand schob sich der Geliebte in einen Gang hinein, früher eine Pforte für Köhler, als der Fluß noch höher gestanden hatte. Der stellungslose Architekt schien sich drinnen umzutun, kam wieder heraus und saß, die Beine baumeln lassend, am Abgrund. Er hatte sich angezogen, trug einen Mantel aus gelbem Erdreich und glich einem Tibeter.

Wir waren beruhigt. Selbst Ursula Kappenmacher, die Rumänin, schaute, als würde sie über ihre Schulter blicken, etwas, das sie ohne Fugen genoß.

Aus der an vielen Stellen angebohrten Steilwand schossen Turmschwalben, die dem letzten Futter nachjagten, Millionen Eintagsmücken, welche, ohne gegessen zu haben, bereits wieder starben. Auf dem Fluß trieben ihre kleinen Körper davon und verfingen sich in angeschwemmten Rinden und stillen Buchten. Nur wenige der nächsten Generation Insekten würden sich nach der Schneeschmelze aus Dotterbläschen, in denen Nahrung, einst ihre Eltern, zurückgeblieben war, ans Frühlingslicht retten können.

Dazu hätte Cembalo-Musik von Demonico Scarlatti gepaßt, der 355 ganzzahlige Sonaten schrieb und zuletzt, verarmt in Madrid, sich eine Hütte aus Laub und alten Brettern im einzigen Raum seines ebenerdigen Hauses baute, damit seine Familie ihn beim Komponieren weniger störte.

Der Geliebte blieb sitzen, die ganze Nacht, mochte Gespenster, nasse Gewänder oder sich selbst entzündende Funkenreigen gesehen haben. Scheinbar unerschütterbar zog er erst gegen Morgen eine vom brüchigen Kamm des Steilufers herabwehende Bartflechte um sich, in der Nebelspuren und Wasserdampf vom Fluß hingen.

In diesem Stadium konnten Speisen vergessen werden, nur Durst brauchte Füllung, vorhanden im Überfluß, damit die inneren Organe sowie das Blut sich nicht verdickten. Geringatmer wie Molche, Lungenfische, auch in Kältezellen gepackte Heilige oder Selige hatten es dabei auf über hundert Tage gebracht.

Der Geliebte zögerte nicht, manchmal hinabzusteigen. Gegenüber, auf einer kleinen Landzunge, begehrter Badeplatz, den vor allem Kinder benützten, die die Höll' besuchten, wie die Schlucht genannt wurde, fand er nicht ganz ausgetrunkene Colabüchsen, weggeworfene Brotschnitten und einmal einen noch ungeöffneten Plastikbecher Sahnejoghurt von einem Kilo-Jubilate-Joules.

Er versuchte auch, Fische zu fangen, denn verrückt war er nicht, hatte sich nur abgesondert, um seine Trauer zu bewahren, weshalb, wenn er Stimmen hörte, er sich sofort zurückzog hinter den Bart vor der Höhle.

Bauernsöhnen, die nach einem abendlichen Biwak halbgeleerte Flaschen zurückließen, hätte er gern die Hand geschüttelt, er blieb jedoch bis zum Hals im kalten Wasser unentdeckt stehen und wagte sich erst heraus, als die Burschen mit durchdrehenden Autorädern davongefahren waren. Er trank die Reste, die, glaubte er zu spüren, für das Überleben alle notwendigen Spurenelemente enthielten: Hesperin, Weißdorn und Herzgespann, Adenosin, Eisen, Vitamin B und Niacid, eine sanfte Säure, die in langsam wachsenden Felsflechten vorkam. Erst nach zwölf Jahren konnten sie geerntet werden, Isländer und Finnen hatten sie früher zum Brotbacken verwendet.

Eine Kalamität blieben die Fische, obgleich er sie zu bannen trachtete, indem er im Köhlergang ihre Gestalt in Wände ritzte. Sie waren zu geschwind, zu schlüpfrig und scheu. Einmal rief er, niemand war da, er hatte darauf geachtet: »Herrgottsack nochmal!«

Ob Reuse aus dünnen Weiden- und Pappelzweigen, versenkt unter der Stufe einer Stromschnelle, ob ein zugespitzter Haselnußspeer, ob geschleuderte Steine oder wenn er in flachem Wasser sich mit einem Splint in der Faust über den Schatten einer Forelle beugte, er hatte kein Glück. Die Fische, die Fische, sie bezeugten, daß er nicht dazugehörte.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nachts Streifzüge zu wagen, wobei sachter Regen sein lehmiges Gewand zusammenhielt. Bei Wärme trocknete der Tarnmantel aus, bekam Risse, sprang schollenweise ab.

Hinter Dengeltshofen fand er in den Abfalltruhen der Knochenmühle eines Sanatoriums frische Speisen, vor allem Hühnerteile und Wurst, für ihn Notnahrung, die er ungern aß. Außerdem war die Rückfront des terrassierten Gebäudes die ganze Nacht über beleuchtet, so daß jeder Schatten, der durch Wind sich bewegte, ihn wieder zur Flucht trieb.

SÜSSKASTANIEN gab es in den Wäldern nicht, und in der Wiesenlandschaft vor den Alpen nicht einmal Milch, da das empfindliche Fleckvieh, eine hybride Kreuzung, nur tagsüber auf der Weide gehalten wurde. Aber hätte er irgendwo eine verlassene Kuh entdeckt, sie wäre bockend davongesprungen, weil sie nur an Melkapparate gewöhnt war.

Traurig wanderte er flußabwärts, benützte Pfade, falls sie von Buschwerk beschützt waren, sonst bewegte er sich entlang des Hangufers, ein mühsames Klettern und Balancieren über Wurzeln und bemooste Schroffen. Manchmal, wenn er eine Pause machte und Strahlen des Monds ihn trafen, schimmerte sein Erdkleid in Silber und flackernden Kupfertönen, Schuppe um Schuppe wie gemalt von Meister Altdorfer.

Die Straßenkreuzungen Unterried und Staig mied er. Autos, auch Motorräder konnten spät noch unterwegs sein. Er durchquerte ein Gehölz und stieg, wieder im Freien, zum Gehöft Prinzen hinauf, wo ein Kettenhund jaulte, dann bellte, doch den kratzigen Lauten war anzuhören, daß der Hund keine Witterung aufnahm, sondern nach Flöhen im Fell biß, außerdem an Katarrh litt.

Der Geliebte war im rauhen Gras inzwischen seiner angebackenen Strümpfe ledig geworden. Die nackte, bleiche Haut zuckte, und die Sohlen brannten. Auf ihnen saß noch nicht genügend Hornbelag, nur Schmutz war gewachsen und hatte sich wieder gelöst.

Bei den Bauernhöfen Butscher und Greut, die hinter der Wiesenkuppe lagen, und daneben stieg der Wald jäh an, durchschnitten von einem kurvenreichen Teersträßchen, aus dem die Scheinwerferbündel der Fahrzeuge, gesteuert von letzten Gästen eines Hotels weiter oben, wie betrunken um sich griffen, hoben wir den einsamen Strauchler ein wenig an, so daß er glaubte, strampelnd durch die Kluft zu radeln.

Wir trugen ihn weiter und ließen kurz vor Sommersbach über einer Kluft los. Er stürzte gegen ein Geländer, schrie auf vor Schmerz oder Lust, aber duckte sich und kroch auf warmem Asphalt bis zum Ende der Brücke, da er Gestank aus dem Gebläse einer Hühnerfarm roch.

Der Tibeter lief von einem Mauerschatten zum anderen, stutzte nur, als das blaue Licht eines Fernsehapparats über ihn fiel, doch ging dann aufrecht zu einem Brunnen im Dorf, trank, schien vergessen zu haben, wo er sich befand, trank nochmal

aus der gußeisernen Röhre, die ein Pfeifen und Schnalzen von sich gab, das Gebirgshirten einst beherrscht hatten. Inzwischen klangen nur noch Schnelldrucker elektronischer Rechner ähnlich.

Wir griffen nicht mehr ein; der Geliebte war im Glück, unverzichtbar für einen Gratwandler. Am Rand des Dorfes hatte ein Bäckereifahrer seinen Pritschenwagen abgestellt, auf dem außer einem Sack zerbrochener Altbrote, die für Zwieback oder Semmelbrösel wiederverwendet wurden, noch nicht ausgelieferte Laibe lagen.

Er nahm den Sack und glitt wie auf Eis zurück durch das Dorf zu der Brückenkehre, von der aus er abkürzen konnte, hinauf nach Kapf über der Steilwand am Fluß.

Kleines Getier schlurfte mit durchs Gehölz oder sprang plötzlich, dünne Laute ausstoßend, sich gegenseitig an. Krähen erhoben sich mit klatschendem Flügelschlag, es krachte und tobte, bis alle Vögel den Schlafbaum verlassen hatten und wieder Ruhe einkehrte im nächtlichen Wald, durch den der Geliebte sich tastete. Als er gegen einen Ast stieß, kauerte er sich nieder, wobei Stücke seines Erdkleids an Rücken und Hüften aufrissen.

Ihn fror. Weshalb hatte er keine Schuhe an? In der heißen, gleißend von der Sonne angestrahlten Telefonzelle war ihm, den Hörer, der drohend roch und den er nicht loszulassen vermochte, hocherhoben in der Hand, übelgeworden, aber nun konnte er erwacht sein mitten in der Nacht, oder er träumte sich, um abzukürzen, aus Angst vor dem nächsten Sturz in eine Ohnmacht hinein. Der zweite lange Aufschlag dauerte, weshalb er sich, zum wiederholten Mal angekommen in seinem statischen Reich, erholt aufrichtete.

Obwohl er in der Dunkelheit kaum sah, bewegte er sich sicher zwischen Stämmen und über Unebenheiten, vergewisserte sich, als er Kapf, den Weiler auf der Höhe, erreicht hatte, wo er sich befand, und fühlte eine Vorauserinnerung, obgleich er noch nie dort gewesen war.

Am Rand der Steilwand stellte der Geliebte seinen Brotsack ab. Es schauderte ihn, er wollte schleunigst hinab zu Lehm und Löß.

Ein Seil besaß er nicht, würde auch keines finden. In ein Haus oder in einen Stall einzubrechen, kam ihm nicht in den Sinn, da unterdessen ein Zerren, gelindes Lärmen in seinen Schläfen begonnen hatte, als würden Magnetkristalle, die im Kopf saßen, in eine Richtung sich ordnen.

Er hopste ein wenig auf der Stelle, lachte unterdrückt, erfaßte die Außerordentlichkeit seines Zustands und legte sich, um besser nachhorchen zu können, auf dem Boden in ein Bett aus Tannennadeln.

Draußen, jenseits des Steilhangs, zogen bis zum nächsten Horizont aus Gebirgen sich staffelnder Weiden und Wälder durchhängend Regenwolken, und nur aus einem fernen Mundstück sprudelte noch Licht, als wäre der Mond ein Wasserhahn.

Der Geliebte der Verunglückten, längst vom Postboten des Dorfs Eisenharz als vemißt gemeldet, wurde in der dritten oder vierten Nacht vom Ältesten der Polizeistation gesucht, einem Bergläufer, der Besra Lu Winterstein, seinen Freund, überredet hatte, mit ihm zu fahren. Die beiden saßen im Geländewagen des Gewehrfabrikanten.

Der Tibeter, verleitet von dem magnetischen Gebraus in seinen Schläfen, war nah an den Abgrund gekrochen, als kenne er die Gezeiten der Bruchphysik, berüchtigt auch als Rennen der Gesteine in der Arktis während Jahrtausenden oder explosionsartig auftretend beim mechanischen Zerkleinern von Kandiswürfeln zu Puderzucker. Der Geliebte fing zu scharren an, zog ein Kabel aus dem Boden, Rest einer Überlandleitung, die nach dem Krieg gesprengt worden war und deren ledige Strombruchstücke in den fein gewickelten Strängen ihm noch Signale gaben.

Er seilte sich ab, hielt inne, hatte seinen Brotsack vergessen, kletterte, die nackten Füße wie Haftschalen gegen die Wand gestemmt, wieder hinauf Blätter, die er von Büschen abriß, benützte er in den Händen als Bremswerg, um sich erneut, den Sack über der Schulter, dessen Vorderteil er zwischen den Zähnen hielt, hinunterzulassen zum Eingang seiner Höhle, wo er mit einer artistischen Wendung sich zu dem Köhlergang hinpendelte und darauf vertraute, daß der schwere Sack auf seinem Rücken, geringfügig zeitversetzt, sich mitbewegte und ihn stabilisieren würde.

Der Geliebte schlief einen Tag, eine ganze Nacht, aß ab und zu verkrümeltes Brot, hatte sich in ein frisches Erdkleid gewickelt, einen gelben Mantel vom Hals bis zu den Füßen, es standen nur die Zehen hervor.

Der Polizist und sein Begleiter entdeckten keine Spur. Der Waffenhersteller erzählte es später seinem Lehrling, und David riß hochspringend eine der über der Pforte zum Schießkeller gekreuzten Spielhahnfedern ab, brachte die Beute seiner Schwester ins Kolosseum, den Bericht seines Lehrherrn ausschmückend, als habe jener einen Überlebenden der Arche Noah gejagt.

In Sommersbach, Christazhofen, Göttlishofen, auch auf der anderen Seite der Argen in Neutrauchburg, Rengers, Rohrdorf und noch in Rimpach, wo in Form einer Containerschachtel ein neuer Schlachthof gebaut worden war, nahmen Rentner, Arbeitslose, Kinder und alte Frauen die Suche auf. Die beherrschende Zeitung der Provinz brachte Leserbriefe darüber, auch Lock- und Heiratsanzeigen für den Geflüchteten.

Der Geliebte schlief, besaß, wenn er sich aufrichtete, einen so niedrigen Ruhepuls, als sei er Berufsathlet geworden: Käfer süß, Engerlinge bitter, Wurzeln zäh, Luft genügend, Wärmemantel backofenhaft, ein wenig gesalzen von Schweiß.

Wenn der Tibeter am Eingang der Höhle saß, die Sonne zwiespännig mit Hilfe seiner Lider niederzwingend, daß es bald wieder Nacht würde, sang er manchmal. Es war ein tiefes Murren, ein langsamer Kanon, als wälzte der Flüchtling Steine über das Hochland der Toten, deren Glieder gebrochen und deren Gedärme herausgezerrt waren, bereit zum Aufräumen durch Geier und Krähen.

Einmal wagte er sich in die Stadt. Es war ein langer Weg entlang dem Roten Moos, wo er seine Lehmstrümpfe verlor. Nebelwalzen boten Schutz, doch am Beginn der Hochhaussiedlung Dreifingerbach fing sein Herz zu hämmern an, denn überall brannten Lampen, und aus einer der Straßen entfernte sich vorsichtig ein Auto.

Am einzigen Lebensmittelgeschäft dort wollte er das Schaufenster einschlagen, was ihm, obwohl er einen Stock mitgenommen hatte, nicht gelang. Das Glas wimmerte, schrie, blieb federnd im Rahmen stecken.

Entsetzt wandte er sich heimwärts, huschend durch die Blumenanlagen von Neutrauchburg, einem in konzentrischen Kreisen angelegten Klinikort für psychosomatische Medizin, wo er gegen einen spät umherirrenden Patienten prallte.

Der Geliebte war noch schlüpfrig und fast unsichtbar in seinem Kleid, doch der wehe Kranke, zu Boden gestürzt, umklammerte die bloßen Beine des jäh aufgetauchten Partners, flehte um Beistand, Bier, Likör, eine kleine Spritze.

Es war herzzerreißend: Gejammer, Wut, erneute Demutsklagen, während der nächtliche Passant an dem Geliebten hinaufzugreifen begann. Loslassen, er habe nichts zu sagen, bat der Flüchtling. Der Patient, inzwischen kniend, die zwei Beine noch betastend, lud zur Einkehr in sein Zimmer ein.

Die beiden gingen quer über einen aufgeworfenen Hang und betraten eines der Gebäudeovale, deren Fenster alle zur Mittagssonne ausgerichtet waren.

»Willkommen«, sagte der Patient, sich nicht wundernd, als er den Tibeter im hellen Zimmerlicht sah, vielmehr drehte er über einem Spülbecken den Hahn auf und benetzte mit vorsichtigen Güssen den gelben Lößmantel, damit er in der Trockenheit des Appartements nicht Schaden nähme.

»Was zu rauchen oder zu essen?«

Ob ein Telefon vorhanden sei, fragte der Geliebte.

»Am Bett, bitte sehr.«

Aus seiner neuen Diaspora rief der Tibeter zu Hause an, in dem vernagelten Bauernhaus, wo niemand war, doch er ließ es läuten und läuten, während er in den hocherhobenen Hörer lauschte, als stünde er in der Eisenharzer Telefonzelle. Gleichzeitig begannen seine Hüllen abzugleiten, in ganzen Stücken, entgegen den Regeln der Stückwerksphysik. Als er nackt dastand, gab ihm der Klinikpatient seinen seidenen Morgenmantel und begleitete den Geliebten, der passende Schuhe nicht haben wollte, durch Korridore und Galerien bis zum Ausgang.

Wieder begannen Tage und Nächte im Löß. Unten auf der Landzunge lagerten noch einmal Badende, auch kleine Feuer wurden entfacht; Duft von gebratenen Fleischstücken und Würsten wehte herüber.

Wenn der Tibeter sich aus seiner Höhle an den Abgrund schob, glaubte er, das Pulsieren der Sonne zu spüren. Die Heliumswirtschaft hoch droben zog sich in einer zehnstündigen Pause zusammen, um dann über den Rand hinaus zu explodieren, ein siedendes Zittern, als flöge er mit den ausgeschütteten Teilchen über alle Gebirge zum Meer.

Eines Nachmittags ließ er sich an einer Bartflechte der Höhle und an Hängewurzeln hinunter, schwamm durch den Gumpen, in dem der Seidenmantel, aus dem er geschlüpft war, unterging, und trabte Richtung Wald. Kaum im Dunkeln, hatte er eine Epiphanie, sah vor sich einen Zebrastreifen liegen, dessen Wellen zum Nähertreten verlockten.

Die Kinder der Unordentlichen Werkstätten, hinter Bäumen versteckt, bedeuteten sich gegenseitig mit dem Zeigefinger auf den Lippen, stillzuhalten. Die Lehrerin besaß nicht so viel Kraft, fing zu husten an, erhielt von Tobias, dem Tänzer und Sänger, der sich neben ihr duckte, einen Schlag.

Erschrocken hatte der Geliebte einen Satz auf die Straßenüberquerung getan, über die er flüchten wollte, doch die lange, weiche Strickware verleitete, stehenzubleiben, Sanftmut und Noppen mit bloßen Füßen zu liebkosen. Der Tibeter brach in die Knie, streckte seine Glieder aus.

Die Kinder breschten hervor. Was für ein Geschäft, die Beute einzurollen, die sich nicht wehrte, eher die vielen, kleinen Finger genoß, auch bestrebt war, sich leicht zu machen, als die Kinder den in Wolle gewickelten wilden Mann auf ihre Schultern heben wollten, doch die Fracht war zu schwer.

Günter Herburger: Thuja. Roman. Luchterhand Literaturverlag, Hamburg und Zürich 1991

Literatur-Konkret 1991 S. 8

Hermann L. Gremliza

Gibt es eine Literatur nach dem Kommunismus?

Blöde Frage - es gab je auch eine vor ihm. Ob es aber ein Leben der Kunst nach dem Tod der Zukunft gibt? Ein Trost bleibt: daß es viele Literaten nicht mehr geben wird

Deutsches Schauspielhaus, 3. Oktober,

Programm zum TAG DER DEUTSCHEN EINHEIT:

Nur wer sich ändert, bleibt sich treu

Sonderkonzert mit Wolf Biermann

Einzug des Akademischen Senats.

Einzugsfanfare.

Begrüßungsansprache des Rektors.

Würdigung des Preisträgers.

Streichquartett.

Übergabe der Preisurkunde und Medaille an den Preisträger.

Dankesworte des Preisträgers.

Streichquartett.

Schlußwort des Rektors.

Bundeshymne.

Auszug des Akademischen Senats.

Auszugsfanfare,

Programm zur Übergabe des Grillparzer-Preises an Peter Handke

WER würde, zur Wahl genötigt, den Ein- und Auszug des Akademischen Senats, die Ein- und Auszugsfanfare, die Begrüßungsansprache und das Schlußwort des Rektors, das Streichquartett und die Bundeshymne, die Würdigung des Preisträgers, die Übergabe der Preisurkunde und Medaille an den Preisträger, ja zuletzt sogar dessen Dankesworte nicht dem Sonderkonzert des Hamburger Klampfenchristus zu, nein, nicht Führers, auch nicht Kaisers Geburtstag, bloß zum Jahrestag der Grenzöffnung für Kaiser's zum KZ-Gelände Ravensbrück hin strebendes Kaffeegeschäft vorziehen? Nicht den prosaischen Hochstapler, der nichts will, als Idioten auszunehmen, die zu gut und darum nichts besseres verdienen, weshalb man ihn, als es noch ums Ganze der Menschheit zu gehen schien, zu sehr beschimpft und zu wenig verlacht hat, den schluchzenden Heino der Latzhosengesellschaft, der sich doch stets verzehrt hat um unser Bestes und der sich treu geblieben ist, wenn er sich jeweils dorthin verändert hat, wo es warm rauskam: der in die SED ging, als die Partei Förderung versprach, zu Wagenbach und Dutschke, als Wagenbach Valuta und Dutschke Furore machte, zur spanischen KP, zu Greenpeace, zu Mitterand und nach Mutlangen, als spanische KP, Greenpeace, Mitterand und Mutlangen gespielt wurden, zu Bucerius und Weizsäcker, als man zu Bucerius und zu Weizsäcker ging, der die DDR als das »bessere Deutschland«, nämlich »den Regen« besang und die BRD als »die Jauche«, bevor er nun der Jauche Triumph über den Regen im Theater des Güllenstaates sonderbeträllerte?

Wer hätte in diesem Jahr nicht gelernt, endlich die Zyniker den Sentimentalen vorzuziehen, sich lieber von gelassenen Siegern des Weltkriegs gegen den Sozialismus informieren zu lassen als von jenen besseren Menschen, die den Anschluß nicht verpassen wollen? Vom früheren Springer-Korrespondenten beispielsweise, der vom Schauplatz berichtet, wie angetrunkene jugendliche drei Panzerfahrzeuge in einen Hinterhalt locken und mit Molotow-Cocktails versuchen, die Panzerfahrer auszuräuchern, die sich in Panik freizufahren versuchen, wobei zwei junge Männer unter die Ketten geraten und einer erschossen wird, und beispielsweise nicht von Springer-Enteignern außer Diensten wie beispielsweise nochmal jenem Hamburger Barden, der, was er und alle in der ARD gesehen und von deren Reporter Gerd Ruge gehört hatten, wie unter Zwang sich und seinem Verleger Helmut Schmidt (Mogadischu) zurechtlügen mußte: »Bilder wie Budapest 56, wie Prag 68 - nur mit dem kleinen Unterschied, daß die Panzer jetzt in Moskau das eigene Volk plattmachen... Wenn der Massenterror einsetzt, wenn erst mal ein paar Millionen Menschen durch Hunger und Panzer und Stacheldraht vernichtet werden, dann wird eine himmlische Ruhe sein.« Als sich 24 Stunden später herausgestellt hatte, daß die paar Millionen

Plattgemachten eigenen Volks aus drei jungen Männern bestanden, stand der Dichter nicht an, sich zu korrigieren: »Wir sahen die Bilder, als in der entscheidenden Nacht eine Panzereinheit des KGB in die Menschenmenge raste ... «

Und das ist noch der Pfiffigste aus der Interessengemeinschaft Leichenberg, jener viel zu vielen, von einem grundgütigen sozialistischen Staat alimentierten viel zu kleinen Talente, die nur als politische Märtyrer zu Kiepenheuer oder Witsch und ins bürgerliche Feuilleton vordringen konnten und deshalb die Untaten der Kommunisten und die Zahl ihrer Opfer ins Unvergleichliche steigern mußten, bei Stalin beginnend mit einer Million, aber was war das schon verglichen mit, also dann halt drei bis fünf, oder zwanzig, am besten, letzte Biermannmarke: fünfzig Millionen und nächste Woche vielleicht hundert, zweihundert oder fünfhundert, und noch immer in Reserve die Soldaten der Wehrmacht, die Stalin hat umbringen lassen, und die Juden von Auschwitz, die er absichtlich nicht gerettet hat.

Was wird aus ihnen werden, aus diesen heulenden Spekulanten, die von der schrecklichen Existenz des schrecklichen Realsozialismus und der schrecklichen Mauer so schrecklich gut gelebt haben und leben mußten, weil sie nichts zu bieten hatten als ihre durch Wohnsitz im Osten oder 68er-Aktivitäten im Westen erworbene Verwendbarkeit als Kronzeugen? Noch ein, zwei Volkshochschulrunden An Honeckers Folterkellern« oder »Stasi die rote SS« - aber dann? Wenn's ans Kommasetzen geht? Was machen dann der Loest, der Rathenow, der Fuchs, der Buch und die paar hundert andern? Ob der Bundesinnenminister eine Ehrenpension für abgetakelte Mauerhelden auswirft? Besser wär's schon als literarische Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, es schonte den Wald und den Geschmack.

Vom Feuilleton, das sie so lange durchgefüttert hat, haben sie nichts mehr zu erwarten. Vielleicht nimmt es ihnen, wie das der »FAZ« dem Peter Schütt, der dem erschauernden Abonnentenstamm als ehemaliges Vorstandsmitglied der DKP vorgestellt werden kann, oder das der »Welt« dem Hans C. Buch, der noch einmal als »eher links« bezeichnet wird, noch ein paar Denunziationen ab, bevor dann endlich auch die Sieger Wert auf Friedensqualität legen. Stefan Heym durfte vom Feuilletonchef der »FAZ« einen letzten höhnischen Dank dafür empfangen, daß er, was nun nicht einmal von diesem großen alten Trottel zu erwarten war, erklärt hatte, er müsse »Herrn Kohl noch dankbar sein, daß er sich die DDR so schnell einverleibt hat. Wenn ich mir vorstelle, die DDR wäre noch Teil des Sowjetreiches - was hätte das für Wirren gegeben angesichts der Vorgänge in und um Moskau... Wenn es hart auf hart kommen sollte, werde ich ihm sagen müssen: 'Sie haben, vielleicht das einzige Mal in Ihrem Leben, richtig und entschlossen gehandelt.'«

Heym ins Reich, die Schlechten ins Kröpfchen. Der Frankfurter Ressortleiter »reibt sich die Augen- die These von der atemlosen, eiligen, hektischen Vereinigung ist das zentrale Argument der Vereinigungsgegner gewesen ... « (Was natürlich ein interessierter Quatsch ist. Die Vereinigungsgegner wollten weder eine hektische noch eine unhektische Vereinigung, sondern, nachzulesen in KONKRET und in »Krautland einig Vaterland«: keine Vereinigung.) »Man muß Heym dankbar sein. Seine Redseligkeit macht auf das Schweigen der eiligen Wortführer aufmerksam«, nämlich auf das des Günter Grass, der Christa Wolf, des Lothar Baier, die »mit beispielloser Sorglosigkeit Apokalypsen ausgemalt« hätten, »weil sie ihre Utopie gefährdet sahen, die doch in Wahrheit die wirkliche Katastrophe gewesen wäre. Was ist von dem Schriftsteller zu halten, der, wie Günter Grass, Auschwitz wieder heraufziehen sieht? Was ist von einem Kritiker zu halten, der, wie Lothar Baier, die Prager Bevölkerung warnt, es genüge heutzutage 'ein Hotelzimmer mit den entsprechenden Anschlüssen, um einen Einfluß auszuüben, der früher aufwendig mit Panzern herangeschafft werden mußte'? jene Gesellschaftskritik, die sich Jahrelang moralisch aufspielte, hat ihren Kredit eingebüßt.«

Undank ist der »FAZ« Lohn, denn natürlich sind die Verdienste des Kulturnation-Predigers Grass bei der Bekämpfung der DDR unbestreitbar, aber Recht hat er halt doch, der kaltschnäuzige Frankfurter Reaktionär: Eine Gesellschaftskritik, die die Bevölkerung Prags oder der DDR erst in eine angeblich bessere Lage hineinschreibt und sie dann mit der Warnung foppt, nun komme alles noch schlimmer, ist eine Sauerei - und zwar sowohl in dem von Schirrmacher gemeinten Fall, daß die Lage bestens und deshalb die Warnung mies sei, wie in der Realität, in der die Warnung berechtigt und die vom Warner herbeigeschriebene Lage aussichtslos ist. jene Gesellschaftskritik, die sich jahrelang gegenüber den sozialistischen Staaten moralisch aufspielte, hat, was ihrem moralischen Aufspiel folgte, nicht gewollt? Aber nicht einmal Ernst jünger wird Buchenwald gewollt haben, von Auschwitz nicht zu reden, und doch hat seine Gesellschaftskritik, soweit Schriften überhaupt etwas bewirken, dazu beigetragen, die möglich zu machen, die Buchenwald möglich gemacht haben und Auschwitz. Wer politische Wirkung beansprucht, hat auch für politische Wirkungen gradezustehn - das wenigstens könnten die politisierenden Dichter aus dem Schlamassel lernen, und wenn dabei ein Frankfurter Kulturpauker mit ein paar Zensuren und ein bißchen Zensur nachhilft, ist es nur recht.

Es wird eh nach dem Kommunismus viel weniger Literaten geben: Was beide Seiten in der Hoffnung, sich bei den Gebildeten daheim und im Lager des Feindes Freunde zu machen, über die Jahre als »Dichter« durchgefüttert, umworben und aufeinander losgelassen haben, wird ab morgen eingespart. Wird es noch Literatur geben? Die Frage ist so unsinnig nicht, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Immerhin befindet sich die Welt in einer ihr bislang unbekannten Lage: Zum ersten Mal wurde eine gesellschaftliche Ordnung durch die ihr vorhergegangene abgelöst, zum ersten Mal auch verfügt die jetzt weltweite Herrschaft über ein so perfektes Arsenal an physischen und psychischen Mitteln von sanftester bis massenmörderischer Gewalt, daß sie die Menschheit vor eine ganz neue Wahl stellen kann - nicht mehr »Sozialismus

oder Barbarei«, sondern »Barbarei oder nichts«. Hat aber Literatur, hat Kunst, ob sie um die Gesellschaft, in der sie entstand, sich zu kümmern schien oder nicht, jemals auf die Vorstellung verzichten können, daß das Ende der Weltgeschichte, der Menscheitsentwicklung, noch nicht gekommen sei? Haben nicht, wo diese Vorstellung zerbrach, Künstler, Schriftsteller die Arbeit eingestellt oder gar sich das Leben genommen? Um nicht zu verblöden, nicht kindisch zu werden wie dieser:

»Jetzt die Bilder, Kohl und Gorbatschow in Pullovern, helfend reichen sie einander am Steilufer des Kaukasus-Flusses die Hand. jetzt muß Helmut Kohl zeigen, daß es Freundschaft gibt. Gorbatschow soll nicht dafür zahlen müssen, daß er die Welt vom Kalten Krieg erlöste. jetzt soll, bitte, niemand mehr sagen, unsere Politiker hätten sich mit der Deutschen Einigung mehr Zeit lassen sollen. Brecht müßte jetzt sagen: 'Der Schoß ist furchtbar noch, aus dem das kroch.'«

Der Scheiß ist furchtbar doch, aber die Feder, aus der er kroch, hat vordem, als die Zeitung, die den Dichter nun abfragt und vorabdruckt, ihn noch niedermachte, Prosa geschrieben, deren Wert nicht nur ich überschätzt habe. Kurz bevor das geschah, was in Martin Walser die Stimme der Männerfreundschaft weckte, berichtete die »Frankfurter Allgemeine«, die ihn gefragt hatte, aus Moskau: »Viele Schriftsteller, die ihren Lektoren und Verlegern einst von den Meisterwerken vorschwärmten, die sie schaffen würden, wenn die Zensur es nur erlaube, müssen angesichts des freizügig gewordenen kulturellen Lebens feststellen, daß sie nichts zu sagen haben.« Martins Töpfergruppe, ne.

Literatur-Konkret 1991 S. 12

Christel Dormagen

Desasterforschung

Rezension

Ingomar von Kieseritzky: Der Frauenplan. Etuden für Männer. Klett-Cotta 1991, 326 Seiten, 38 Mark

»Beschloß nach einer Büchse Erbsen, zwei Flaschen Bier und einem Joghurt, immer alles richtig zu machen.« An der Desasterforschung bzw. der wohlkalkulierten Niederlagenvermeidung schriftstellert Ingomar von Kieseritzky seit Jahren, ohne daß seine Helden je auch nur den Hauch einer Chance haben, dem Fiasko zu entgehen. Und wie im richtigen Männerleben sind es meist die Frauen, die seinen Katastrophenspezialisten das Leben nicht gerade leichter machen. Grund genug, sich dem ewig Inkompatiblen systematischer zuzuwenden, denn »Frauen sind die größte Aufgabe, der sich ein Mann hinieden stellen kann«: *Der Frauenplan. Etuden für Männer.*

Goff, der Unheld, ist Friedhofsgärtner, Portraitfotograf, Autorenbetreuer und liebt alle Frauen. Sein Plan, diese allumfassende Liebe in einem streßfreien und gleichzeitig glücklichen, augenblickserfüllten Leben unterzubringen, scheitert natürlich immerzu. Lakonisch moralfrei erzählt Goff monströs-komische Episoden, türmt Anekdote auf Anekdote und stolpert einsam durch die selbstgefertigte Unbill. Allerdings fehlt ihm ein angemessener Gegenspieler (eine -spielerin scheidet männerselbstverständlich qua Geschlecht ohnehin aus), wie noch im *Buch der Desaster.* Das ist schade, belegt aber, was Goff-Kieseritzky selbst formuliert: »Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit.«

Margarete Mitscherlich & Brigitte Burmeister: Wir haben ein Berührungstabu. Klein-Verlag 1991, 120 Seiten, 28 Mark

Und noch ein Buch übers Scheitern. Diesmal keine lustvolle Inszenierung privater Desaster, sondern ein Gespräch zweier Zerrüttungsehepartner. Das Aneinandernageln der zwei Deutschländer ist ja nicht von ungefähr häufig mit der Ehemetapher belegt worden: Der Westmann legt die Ostfrau flach - mit den bekannten Folgen. An dem Buch nun von Margarete Mitscherlich & Brigitte Burmeister: *Wir haben ein Berührungstabu* besticht die Unbefangenheit, mit der die beiden Gesprächspartnerinnen aus West und Ost miteinander die Voraussetzungen all jener neuen Unverständnisse, Vorurteile, all der wechselseitigen Empfindlichkeiten zu ergründen versuchen. Unbefangenheit meint dabei nicht ahnungsloses Draufhauen; überraschend ist vielmehr, wie geradeaus und scheinbar naiv vor allem Mitscherlich es wagt, einfach querdurch zu fragen (»Haben Sie viele attraktive Männer in der DDR getroffen?«); mit jener eher weiblichen Risikofreudigkeit, die durchaus auch daneben gehen kann. Ohne offizielle Töne, mit direkter, vorsichtiger Neugier wollen da zwei Privatfrauen, die Schriftstellerin und die Psychoanalytikerin, etwas voneinander erfahren. Und das liest sich streckenweise, als seien Ethnologinnen zweier verfeindeter Stämme aufeinandergetroffen.

Cheryl Benard/Edit Schlaffer: Rückwärts und auf Stöckelschuhen... können Frauen so viel wie Männer. Kiepenheuer & Witsch 1991, 224 Seiten, 12,80 Mark

Und nun noch etwas zum Erfolg. Es geht voran! Auch Frauen sollen jetzt erfolgreich sein. Immer noch aber gibt es kaum welche, selbst aus der jüngeren Generation nicht, die von sich ohne Umschweife sagen würden: Ich bin zielstrebig, ich bin ehrgeizig, und deshalb habe ich Karriere gemacht. Von umstandslos eingestandenen Machtgelüsten ganz zu schweigen. Warum das so ist und wie dem abzuhelfen wäre, darüber hat jetzt das erfolgsgewohnte feministische Autorinnen-Duo Cheryl Benard und Edit Schlaffer ein Buch geschrieben: *Rückwärts und auf Stöckelschuhen ... können Frauen so viel wie Männer.* Natürlich können sie das, sagen die beiden. Man müsse nur an das amerikanische Traumtanzpaar Astaire/Rogers denken. Er wurde weltweit gefeiert, obwohl Ginger Rogers alles ebenso gut beherrschte wie er; und das sogar rückwärts und auf Stöckelschuhen. Das Buch liest sich hübsch und flott, gräbt locker in der weiblichen Cinderella-Psyche, die sich lieber kleinklein macht, und präsentiert in amerikanisch-praktischer Manier ein paar Ratschläge, wie man leichter vorwärts tanzt. Warum wir aber jetzt zum Erfolg anzutreten haben, ob unseren hohen Absätzen da vielleicht eine prima Falle gestellt wird, das zu ergründen überlassen sie allerdings uns.

Francis A. Yates: Die okkulte Philosophie im elisabethanischen England. Aus dem Englischen von Adelheid Falbe. Edition Weber 1991. 263 Seiten. 34 Mark

Zum Schluß ein großer Sprung zu einem sehr unmodischen Buch. Die englische Renaissanceforscherin Francis A. Yates ist bei uns erst postum bekanntgeworden mit ihrem Buch über die Gedächtniskunst: *Gedächtnis und Erinnern.* Schwerpunkt ihrer Untersuchungen am Londoner Warburg-Institut ist eine Archäologie des neuzeitlichen Denkens.

Yates' letztes Werk, *Die okkulte Philosophie im elisabethanischen Zeitalter* ist Jetzt auf deutsch erschienen, in schöner Ausstattung, mit Index und umfangreichem Werkverzeichnis. Die Ausgangsfrage des Buches: Welche Folgen hatte die Vertreibung der Juden aus Spanien für das Denken der Renaissance? führt zu einem bemerkenswerten Befund. Yates belegt mit einer Fülle von Quellenmaterial, daß die jüdische Kultur eine sehr viel größere Rolle gespielt hat, als bisher vermutet, und rückt so das Klischee vom einseitig rationalistischen Zeitalter der frühen Aufklärung zurecht.

Im Zentrum steht der Einfluß okkulter Denkströmungen auf die Kunst des elisabethanischen Englands (u.a. Shakespeare, John Dee, Spenser und Marlowe). Allerdings stellt sie auch den kontinentalen Hexenwahn und die Reformation in diesen Deutungszusammenhang kabbalistischen Denkens: als Widerstand dagegen bzw. als dessen Umsetzung. Exemplarisch ist Yates' Interpretation von Dürers »Melancholia I«: als historische Schnittstelle zwischen einer dämonisch-negativen und einer inspirierten Kraft.

Ein Buch, das die okkulten Wurzeln des modernen Denkens nachzeichnet, ohne dem Okkultismus als neuzeitlicher Ideologie das Wort zu reden.

Literatur-Konkret 1991 S. 13

Jan Philipp Reemtsma

Gedichte und Briefklammern

Rezension

Hans Magnus Enzensberger: Zukunftsmusik. Suhrkamp Verlag 1991, 118 Seiten, 25 Mark

Einem Band Gedichte eine Kurzrezension zu widmen, ist fast nicht möglich. Es ist kein Raum für Beispiele, und nur an Beispielen kann man zeigen, was man über das, was im Buche steht, eigentlich sagen will. Es wäre leicht eine Brücke zu Enzensbergers letzten Essay-Bänden, etwa »Mittelmaß und Wahn« zu schlagen, wie es andere Rezensionen getan haben, und sich nachdenklich gebend, ideologiekritisch oder amüsiert sich zu äußern. Aber das alles führte an dem vorbei, was zu lesen ist, was ich der Lektüre empfehle und worauf ich eben nur hinweisen kann: kleine, genaue Schönheiten sehr selbstverständlich wirkender Wortfolgen. Sie sind nicht manieristisch; sie sind nicht, was der entgegengesetzte Fehler wäre, schlicht. In ihnen zeigt sich ein Gefühl für Akustik und semantische Nuancen, das fast anachronistisch wirkt. - Da hier kein Raum ist, diese Behauptung zu belegen, darf ich meinem Einwand, der geringer wiegt, keinen geben. Vielleicht so viel nur: man prüfe nach, warum in »Einige Vorzüge der Zivilisation« gelungen ist, was in »Zum ewigen Frieden« (dem nebenbei schönsten Schneegedicht, das ich kenne) mißlang, und warum »Gillis van Coninxloo, Landschaft. Holz, 65 x 119 cm« ein so sehr viel besseres Gedicht ist als »Ein Hase im Rechenzentrum«. Wer das nachgeprüft hat, wird mit mir »Chinesische Akrobaten« oder »Fetisch« dem »Eisenwarenladen« oder der »Verschwundene(n) Arbeit« vorziehen.

Micha Brumlik: Weltrisiko Naher Osten. Moralische und politische Perspektiven in einem Konflikt ohne Ende. Junius Verlag 1991, 159 Seiten, 24,80 Mark

Glücklicherweise handelt das Buch nicht von dem, was uns der Titel verspricht. Der Verlag spekuliert augenscheinlich auf einen Konzelmann-Effekt und ist dabei so ‚dumm wie der Bauer, der, weil er meint, die Leute äßen lieber Äpfel als Birnen, seine Birnen als Äpfel verkauft und also anstatt gute Birnen schlechte Äpfel unter die Leute bringt. Aber möglich ist natürlich auch, daß der Verlag die Bücher, die er produziert, nicht liest.

Allenfalls der letzte Teil des Buches könnte sich mit dem Titel vertragen, aber auch dort würde er das benennen, was nicht unbedingt das Interessante an Brumliks Buch ist, die Schritte nämlich, die er für die einzig möglichen ersten auf einem langen Weg hin zu einer nahöstlichen »Friedensordnung« hält. Sowas aber könnte man auch in einem klugen Leitartikel finden. Weitaus interessanter ist, wie Brumlik in den voraufgehenden zwei Abschnitten ein Argumentationsmuster entwickelt, dessen Tauglichkeit im letzten Abschnitt nur gezeigt werden soll, und das gar nicht am Problemzusammenhang »Nahost« gewonnen, sondern nur anläßlich des zweiten Golfkrieges entstanden ist. Es ist vor allem anläßlich der in diesem Zusammenhang offenbar gewordenen Implosion der deutschen Linken entwickelt worden.

Ob Brumlik mit den Konsequenzen, die er aus diesem Ende für das politische Räsonnieren zieht, recht hat oder nicht, - ob etwa die Konsequenz, mit der er den Nationalstaat als gegenwärtig einzig zurechnungsfähiges Subjekt der Politik bestimmt, wirklich so zwingend ist, wie ausgegeben, muß hier unerörtert bleiben, so reizvoll es wäre, hier einen Widerspruch zu erheben, der durchaus nicht auf die Beschwörung eines staatenübergreifenden Politiksubjektes hinausliefe. Für eine ausdrückliche Empfehlung dieses Buches reicht es zu sagen, daß die Fragen, die das Buch stellt, ungeachtet der Antworten, die es gibt, solche sind, die jeder, der sich der Aufgabe widmen will, zu bestimmen, was denn politische Urteilskraft »heute« sein könne, wird beantworten müssen. Das Buch markiert eher eine Zäsur, als daß es sich vermäße, irgendeinen Anfang von irgendwas zu skizzieren, und das ist gut so.

Wäre anläßlich des zweiten Golfkrieges innerhalb der deutschen Linken in diesem Stil diskutiert worden, ihr Ende wäre nur Teil des Endes der Linken überhaupt gewesen, und nicht jene blamable Veranstaltung, die dazu führt, ihr keine Träne mehr nachzuweinen. Die »deutsche Linke hat der neuen geschichtlichen Epoche nichts mehr mitzuteilen«, schreibt Brumlik. So ist es, und man kann nicht einmal mehr »leider« sagen.

Bernd Rauschenbach: Wenn sich ein Briefklammer derart sperrt, das soll man achten. Arno Schmidt & Design. Verlag Jürgen Häusser 1991, 53 Seiten, 48 Mark

Da der Verfasser des Buches Mitarbeiter der Arno Schmidt Stiftung, Herausgeber der Briefe und Mitherausgeber der Bargfelder Ausgabe der Werke Arno Schmidts ist, der Verfasser dieser Rezension aber Vorstand besagter Stiftung, könnte ein Lob angezeigten Buches peinlich wirken - andererseits: Ist eine solche Nähe zu Gegenstand und Verfasser eines Buches

ein Grund, es nicht zu empfehlen, wenn es doch empfehlenswert ist? Nun, jedenfalls ist das Bändchen keine Edition der Arno Schmidt Stiftung, und so mag's hingehen.

In der Mitte des Buches steht eine bisher nicht beschriebene merkwürdige Episode aus Schmidts Leben, das Angebot einer Dozentenstelle für moderne Literatur an der Hochschule für Gestaltung in Ulm und der Weg, der schließlich dazu führte, daß Schmidt es nicht annahm. Dieses Stück Biographie dient Rauschenbach dazu, eine scheinbar nur »private« Neigung Schmidts, nämlich Gegenstände eigenen Gebrauchs - vom Tauchsieder über das Stehpult, vom Buchumschlag bis zum Gartentor - entweder selbst zu »basteln« oder zu entwerfen und anfertigen zu lassen, mit einigen Zügen und Eigenarten der Literatur Arno Schmidts in Beziehung zu setzen. Der Gedankenweg kann hier nicht nachgezeichnet werden, und ohnehin möchte ich dem Leser die sehr sorgfältig gesetzte Pointe des Essays - dessen Stil und Haltung übrigens angenehm weit entfernt ist von den in so vielen Texten über Schmidt üblichen Schreibgesten der Devotion oder der Überheblichkeit - nicht verraten. Hinweisen möchte ich nur darauf, daß Rauschenbachs Untersuchung implizit auf ein für die (Literatur-)Geschichte des 20. Jahrhunderts zentrales Problem hinweist: den Preis nämlich, den einer entrichten muß, der im Zeitalter universeller Arbeitsteilung und mentaler Dispersion ein Individuum sein »will«. Schmidts Ruhm, verbunden mit dem Bild vom »großen Einzelnen«, und sein Ruf, Selbststilisierung als bloße »Masche« zu betreiben, seine so reale wie unheimliche Autonomie im Leben und Schreiben und deren abschätzige Kennzeichnung als »selfmade-world« (Reich-Ranicki) Sind nicht als »Wirklichkeit« hie und »Mißverständnis« dort (oder umgekehrt, je nach Standpunkt) sauber zu trennen, sondern konvergieren. Darum ist Bernd Rauschenbachs Buch nicht nur ein Archivbericht, ein Stück kluger Literaturwissenschaft, sondern auch ein mit präzisem understatement vorgetragener Beitrag zur Anthropologie des 20. Jahrhunderts.

Robert Gernhardt: Gedanken zum Gedicht. Haffmans Verlag 1991, 128 Seiten 12 Mark

Als ich nach einem Vergleich suchte, fiel mir ein, daß es nicht nur wenig vergleichbare, sondern überhaupt wenige Texte dieser Art gibt, die lehrreich sind und doch nicht die Wahrheit an die Didaktik verraten, Texte die sich noch einmal den großen Problemen stellen, die das Nachdenken über Poesie mit sich bringt, aber so, als hätten sich die wie nebenher ergeben. Poes »Philosophy of Composition«, Enzensbergers »Wie entsteht ein Gedicht«, Gernhardts »Gedanken zum Gedicht« - das sind Einladungen, eine Werkstatt zu betreten, und die sich anschließenden Besuche fallen nach dem Maße der Individualität des Einladenden aus. Gernhardt führt so sehr »wie nebenher« in seiner Werkstatt herum, daß der Verdacht aufkommen könnte, er wollte zu dem Gedanken verführen, hier würde nicht gearbeitet. Das ist von unaufdringlicher Eleganz, die, so meint man, eigentlich ins 18. Jahrhundert gehört, wenn auch der Ton des Vortrags manchmal Plaudergewohnheiten in den Dienst nimmt, die man, dienten sie zu andern Sätzen, ungern ertrüge. Wahrscheinlich trägt auch das dazu bei, daß man wie nebenher, jenen radikalen Formalismus gutzuheißen, nicht genötigt, sondern verführt wird, der schlicht heißt: alle Gedichte sind komisch. Nota bene: es mag ihr Inhalt so schrecklich/traurig/tragisch sein wie er will, ihre bloße Form, vor allem wenn sie sich reimen, macht ihn (latent) komisch (nicht lächerlich!). Aus dieser Einsicht keine Pointe zu machen, sondern sie freundlich zu erläutern, ist bewundernswerte Selbstdiziplin und nicht zuletzt auch Stilkunst, die auch nicht durch den Druckfehler auf S. 34 beschädigt wird. Und schließlich - wie selten ist das - sind die »Gedanken zum Gedicht« ein freundliches Buch.

Literatur-Konkret 1991 S. 14

Brigitte Kronauer

Heiteres und eine Fleißaufgabe

Rezension

»OuLiPo« (»Werkstatt für potentielle Literatur«) nennt sich eine 1960 in Paris gegründete Literatengruppe (u.a. Queneau, Perec, die das oulipoistische Verfahren eher asketisch handhabten, Calvino). Inzwischen ist »OuLiPo« auch in Deutschland ein Begriff geworden. Zu den Mitgliedern der Gruppe zählt Jacques Roubaud. Sein Roman: *Die Entführung der schönen Hortense* erschien im Frühjahr 1991, nachdem 1989 *Die schöne Hortense* »auf Anhieb« ein Erfolg wurde, und es gehört sich für den Eingeweihten, kompliziert, aber kapital köstlich amüsiert zu sein.

Ror Wolf: Nachrichten aus der bewohnten Welt. Frankfurter Verlagsanstalt, 1991, 250 Seiten, 32 Mark

Zu Roubaud später. Zunächst zur schlichtweg potenten neuesten Literatur Ror Wolfs und ihren aufflackernden, verlöschenden und wieder aufleuchtenden potentiellen Wirklichkeiten. Es geht um eine Sammlung aus kurzen Prosastücken und einem knapp 100-seitigen Roman, der dem Ganzen den spröden Titel gibt: *Nachrichten aus der bewohnten Welt.* Die Kurztexte könnten direkte Vorläufer oder Junge des Romans sein, ausgeschwärmte Binnenzellen, der Roman selbst eine vorerst letzte Lieferung zu *Fortsetzung des Berichts* von 1964. Mit dem ersten Satz des Buches betritt man die nirgendwo anders zu erlebende Welt der Wolfschen Imagination und verläßt sie beim letzten Satz, um sie nirgendwo anders als in Wolfs Werken wiederzufinden, eine Welt der Abenteuer und Expeditionen, der Orgien und Klaviere, der Katastrophen, Sportler und Zigarren, über die der Erzähler in Schling- und Kreisbewegungen - im Roman regelmäßig zu einer fest installierten Leuchtreklamefigur zurückkehrend - verfügt. Er ist bezaubert und beherrscht von den Modulationen der Witterungen, zugleich mit ihnen jonglierend, und den Tonfolgen klassischer Biografien: »Mein Elend begann, als ich mich anschickte ... « Namen von Personen und Orten werden durcheinandergewirbelt, Tätigkeiten verselbständigt, Körperteile entindividualisiert. So weit das schöne Bekannte.

Noch nie jedoch hat sich das bipolare System Wolfscher Prosa in derartiger Schärfe, ja Programmatik dargestellt: Ein ständiges Balancieren von ja und Nein, Produzieren und Tilgen, zwischen Präsenz von Welt und Held und ihrem Verschwinden, Triumph und Untergang, emphatischem Geschichtenbeginn und sofortiger Negation, Entfaltung eines Satzes und seiner Zurücknahme im nächsten, zwischen Aufstellen von Gegensätzen und dem auf dem Fuße folgenden Nivellieren: »Ich verlor aus dem Auge, was das eine und was das andere war.« Das alles in geradezu unerbittlicher, schwindelerregender Anschaulichkeit und zwar in einer Zeit, wo das essayistische Prahlen mit Gedanken, die vor oder beim Schreiben entstanden sind, also deren Nicht-Übersetzen in Form, das gefeierte Kunstideal zu sein scheint.

Jacques Roubaud: Die Entführung der schönen Hortense. Hanser 1991, 304 Seiten, 36 Mark

Zu Roubauds *Entführung* nur, um ein exemplarisches Qualitätsgefälle zu markieren. Dessen krampfhaftes Bemühen, professoralen Avantgardeforderungen gehorsam zu sein (u.a. Einbeziehung neuer Medienspezifika, Computer! Videos! Comics! Pop!, scherzhaftes Reflektieren des Erzählvorgangs in Permanenz, Ernennung des Lesers zum Detektiv im Zitat- und Handlungspuzzle), gestaltet sich zur Posten um Posten spinnenfingrig addierenden Fleißaufgabe. Es ist ja in Ordnung, daß der Mathematiker Roubaud (Jahrgang 1932*)* Zweifel am traditionellen Erzählen hat, aber, da er mit dieser nicht neuen Skepsis so gar nicht zu einem die Theorie subsumierenden Überraschungscoup vorstößt, muß man ihm und seinen deutschsprachigen Gesinnungsgenossen der schreibenden, lesenden und der Kritikerzunft ganz entschieden das heiter-finstere, wahrhaft humoristische Werk eines jüngeren vorhalten: Die konstant moderne, hektische und schmelzend melancholische Prosa Ror Wolfs (Jahrgang 1932*).*

Literatur-Konkret 1991 S. 15

Klaus Bittermann

Was machen wir hier

Rezension

Bruce Chatwin: Was mache ich hier. Aus dem Englischen von Anna Kamp, Hanser Vorlag 1991, 391 Seiten, 45 Mark

Chatwin hat ein Jahr vor seinem Tod *1989* die Sammlung seiner Arbeiten selbst zusammengestellt. Das Buch enthält ein chaotisches Sammelsurium von Porträts, Fragmenten und Reiseberichten und setzt den Leser einem Wechselbad der Gefühle aus. Aber an keiner Stelle wirkt das störend. Unprätentiös und nüchtern, manchmal schon lakonisch und mit dem berühmten trockenen englischen Humor, erzählt Chatwin dem Leser fast beiläufig kleine Geschichten, die einen auf angenehme Weise nicht merken lassen, daß man sich plötzlich in den entferntesten Regionen befindet, Nadeshda Mandelstam gegenübersitzt oder ins Gespräch mit André Malraux vertieft ist.

Die Geschichte über den Putsch in Benin, die an die Reportagen Ryszard Kapuscinskis erinnert, verdeutlicht in besonderer Weise die Unruhe Chatwins, von der er sich treiben ließ. Im Taxi, auf dem Weg in ein anderes Land, wird Chatwin vom Putsch überrascht. Ausländische, weiße Söldner werden dafür verantwortlich gemacht. Knapp entgeht er dem Erschießungskommando. Keine leichten Stunden und Tage also, doch Chatwin bewahrt eine eigenartige Distanz zu seinem Unglück und zu sich selbst, eine Fremdheit, die bewußt darauf verzichtet, eine andere Kultur zu assimilieren, und die bei der Lektüre durch die stets gegenwärtige Frage »Was mache ich hier?« zum Vorschein kommt.

Arthur Cravan: Der Boxer Poet oder Die Seele im zwanzigsten Jahrhundert. Aus dem Französischen von Pierre Gallissaires und Hanna Mittelstädt, Nautilus 1991, 176 Seiten, 36 Mark

Mit Appollinaire, dem Ziehvater der Moderne, hätte er sich fast geschlagen. Trotzki war von ihm beeindruckt. Die Kubisten beschimpfte er unflätig. Mit dem damaligen Schwergewichtsweltmeister im Faustkampf Jack Johnson stand er im Ring. Er selbst bezeichnete sich als »Hochstapler, Seemann im Pazifik, Neffe Oscar Wildes, Mauleseltreiber, Orangenpflücker in Kalifornien, Schlangenbeschwörer, Hoteldieb, Holzfäller, Ex-Boxchampion für Frankreich, Autochauffeur in Berlin und Einbrecher«.

Hinter den ständig wechselnden Berufen und Karrieren verbarg sich Fabian Avenarius Lloyd, besser bekannt unter seinem *nom de guerre* Arthur Cravan, der zwischen 1912 und 1915 fünf Nummern einer kleinformatigen Zeitschrift herausgibt, die mit bösartiger Polemik gegen die zeitgenössische Kunst zu Felde zieht. Cravan war den Dadaisten für die Forderung nach Aufhebung der Trennung von Kunst und Leben das bewunderte Vorbild, denn ihre Einsicht, daß jede Aufklärung am Spießer zuschanden wird und man ihn deshalb wenigstens ärgern muß, hatte Cravan vorweggenommen. Leider hat die deutsche Ausgabe seiner Schriften auf jede biographische Spurensicherung verzichtet, obwohl man auf die französische Originalausgabe hätte zurückgreifen können. Ein Versuch der Literarisierung also, gegen die sich Cravan immer gewehrt hat, als er mit seiner ruppigen Prosa gegen die »dreckigen Künstlerfressen« zu Felde zog.

Als Abenteurer wider Willen ähnelt Cravan Amblers Romanfigur Arthur Simpson, der sich nicht weniger als der Flüchtling Cravan mit Nationalitätszugehörigkeit, Paßangelegenheiten und Aufenthaltserlaubnissen herumärgern mußte. Beide schlugen sich als Überlebenskünstler und Hochstapler durch, Irrlichter in einer Welt der Krisen und der Kriege, großmäulige Alkoholiker und heimliche Melancholiker, die schließlich an irgendeinem unmoralischen Flecken der Welt stranden und vergessen werden. Dazu hat die Herausgabe seiner »Schriften« leider beigetragen.

Joan Didion: Überfall im Contral Park - Eine Reportage. Aus dem Amerikanischen von Eike Schönfeld, Hanser Verlag 1991, 82 Seiten, 16,80 Mark

In Amerika gibt es unter dem Begriff des Literarischen Journalismus eine Tradition, die in Deutschland nur wenig gepflegt wird. Mitte der 60er Jahre bis

Mitte der 70er Jahre haben Tom Wolfe, Jane Kramer, Joan Didion u.a. den *New Journalism* ins Leben gerufen und sich dabei auf George Orwell, Lilian Ross und joseph Mitchell berufen. Bekannt wurden sie in der BRD durch ihre Romane, in Amerika hingegen durch ihre Reportagen, die in der *New York Review of Books,* im *Harpers* und dem *New Yorker* veröffentlicht wurden, wobei letztere den großen Durchbruch für jeden Schriftsteller bedeutet.

Am 20. April 1989 wurde im New Yorker Central Park eine weiße 29jährige Frau, die als Investmentbankerin arbeitete, vergewaltigt und dabei fast umgebracht. Sechs schwarze und hispanische-jugendliche wurden festgenommen, vier von

ihnen hatten auf Video ihre Tatbeteiligung beschrieben. Ein klarer Fall mithin. Aber je mehr und genauer Didion den Prozeß, die öffentlichen Reaktionen und die Berichterstattung in den Medien beschreibt, desto mehr entfernt sich der Fall vom einfachen Tatbestand und wird zum Fall »New York« und seines Untergangs. Man merkt sehr schnell, daß Tom Wolfes *Fegefeuer der Eitelkeiten* nicht aus der Luft gegriffen und eigentlich nur eine in Romanform übersetzte Reportage ist, die noch die letzten gesellschaftlichen Winkel ausleuchtet und z.B. der Frage nachgeht, warum ausgerechnet in New York der im ganzen Land weit verbreitete und beliebte Müllschlucker verboten ist: weil er die Leute verführt, »da ihre Babys reinzustecken«.

Jonathan Latimer: Mord bei Vollmond. Aus dem Amerikanischen von Kurt Bracharz, Diogenes Verlag 1991, 304 Seiten, 12,80 Mark

Latimer gehörte zu den Klassikern des harten amerikanischen Krimis aus den dreißiger Jahren, lebte als Journalist in Chicago, schrieb das Drehbuch für Hammetts *Gläsernen Schlüssel* und entwarf mit dem trinkfreudigen und hartgesottenen Privatdetektiv William Crane eine Figur, die alle kniffligen Situationen mit Witz und Sarkasmus meistert.

Latimers Bücher spiegeln die Entwicklungsgeschichte des Krimis wider, weil sich in seinen Romanen der Bruch nachzeichnen läßt, den das aus der Gosse kommende Rauhbein im Whodonit-Ratespiel einer bei Tee und Keksen versammelten Gesellschaft von alten Damen und Snobs angerichtet hat. Wo früher der Bösewicht vor der unbezwinglichen Logik des Helden freiwillig die Waffen streckt, muß der Säufer Crane schon mal seine Fäuste schwingen, wenn der Mörder sich von seinen Argumenten nicht überzeugen lassen will. Dennoch bedarf der Mord eben der Aufklärung. Allerdings opfert Latimer die Spannung nicht einem komplizierten Plot, in dem eine Haarnadel am falschen Ort den Täter entlarvt, und auch keinen ausgefallenen Motiven, die erst umständlich und weitschweifig erklärt werden müssen. Die Motive bei Latimer sind so einfach wie einleuchtend und menschlich: Habgier und Eifersucht. In *Mord bei Vollmond* spielt beides eine entscheidende Rolle.

William Crane läßt sich zwecks Suche nach einer gestohlenen Geldschatulle und zum Schutz einer alten Dame in ein Sanatorium einweisen, in dem die etwas betuchteren Bürger ihre lästigen Verwandten sicher verwahrt wissen wollen. Der erste Mord läßt nicht lange auf sich warten. Latimers Kommentar: »Crane dachte, der Mörder habe guten Geschmack gezeigt, als er die alte Frau mit einem Dolch tötete, der so gut zur Einrichtung ihres Zimmers paßte.«

Literatur-Konkret 1991 S. 16

Hermann Kant

Business Somewhat Unusual

Gorbatschow, Jelzin und Jasow; Luftkampf an Titos Himmeln; Baltenkreuz, Georgskreuz, Popenkreuze; Moskaus Roter Platz demnächst Mathias-Rust-Platz; Kuwait abgefackelt, Treuhand abwickelnd, die Oktoberrevolution backgerollt - und KONKRET fragt, ob ich Bücher besprechen will, vier Stück ä dreißig Zeilen bitte und ganz nach meiner Wahl, nur jüngeren Datums sollen sie sein. Business somewhat unusual bei KONKRET, aber in mir hat es einen, der hinterm Lazarettfenster Storm las, als im deutschen Krieg Polen auf Russen schossen.

Vier Bücher also, gut für diese Zeit, weil gut für alle Zeiten, eilig ausgesucht, expreß gelesen, fürs innige Wiederlesen vorgemerkt, kurz und heftig empfohlen.

Veronica Wedgwood: Die ersten 5000 Jahre. Eine Weltgeschichte der Menschheit von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert. Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann, dtv 1989, 435 Seiten, 16,80 Mark

Hätte Frau W. nicht einen einzigen Sachverhalt selber erforscht, sondern alle nur gesammelt, dann wäre dieses »nur« die Untertreibung des Jahrzehnts. 420 Textseiten lang kaum ein Satz ohne Nachrichtenwert

und keiner, der nicht Lust machte, das Gebiet, von dem er meldet, genauer zu betrachten. Historiker können hier womöglich nichts lernen - außer Schreiben vielleicht. Bei höchstem Verallgemeinerungsgrad geradezu luxuriöse Einzelheiten. Aber keine zum Kindermund gespitzte Populärwissenschaft. Das rare Vermögen, mit einer sprachlichen Wendung verdämmertes Interesse aufzustören, Beispiel: Jesus »kannte die Getreidepreise«. Veronica W. schreibt: »Die Archäologie hat Sagen in Wissen verwandelt«; ihr Buch holt Geschichten in die Geschichte zurück. Seine Verfasserin weiß, was sie weiß, erstaunt und also gewinnend vorzutragen. Ideologisches ist kaum auszumachen; die Frau besteht unaufgeregt auf den Rechten der Frau, scheint ein Faible für effizientes Management zu haben, preist »disziplinierte, wache Intelligenz« und hat sich beim Studium der Menschheit einen Humor zugezogen, der anheimelnd wie eine Falltür wirkt.

Falls wer fragt, was ihm eine Schrift von 5000 Jahren Geschichte soll, in deren Register nicht Engels noch Marx zu finden sind: Auskunft mag er sich holen über ein Weltverständnis, mit dem er nun wohl - siehe meinen Eingangssatz bis zum Gedankenstrich - für länger auskommen muß. Und Marx wie Engels sind ja vorerst noch zu haben.

Barbara Tuchman: Die Torheit der Regierenden. Von Troja bis Vietnam. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser, S. Fischer 1984, 551 Seiten, 28 Mark

Weiß Gott keine Neuerscheinung, aber angesichts neuester Welterscheinungen müßte sich diese Annonce vertreten lassen. Zwar handelt sie von einem Bestseller, vermutlich jedoch von einem in falschen Händen. Wer ist schon jung oder links und liest dann nach, was sie eine zurückhaltende Lady über Trojanische Pferde, gichtige Premiers und ähnlichen Schulbuch- wie Illustriertenkram gedacht hat? Dabei haben wir es mit einem höchst subversiven Aufsatz zu tun. Nach seiner Lektüre macht es einfach keinen Spaß mehr, regiert zu werden. Man ist durch ihn versucht, Historie als einen Vorgang wider besseres Wissen zu definieren (und sollte sich folglich von Frau Tuchmans Besichtigung einer langanhaltenden Idiotie nichts Kurierendes versprechen). Erkennbar wird die sagenhafte Dämlichkeit der Behauptung, aus Schaden werde man klug, und als enervierend wahr erweist sich die Bierschaum-Weisheit, daß die Geschichte der Torheit eine Geschichte der Macht sei. Und die Torheit der Regierenden eine Torheit der Regierten nicht minder. Als ehemaliger Bürger der DDR oder sogenannter Bürger der sogenannten ehemaligen DDR (die natürlich nicht einmal mit Heymscher Fußnote vorkommt) liest man: »Die drei herausragenden Haltungen - Mißachtung wachsender Unzufriedenheit, der Primat der Selbstverherrlichung, die Illusion eigener Unverwundbarkeit - sind Aspekte der Torheit, die uns immer wieder begegnen«, und als nunmehriger Bürger der BRD sollte man es gleich noch einmal lesen.

Überhaupt die Goldenen Worte: Ebenso wie Frau T. etliche zitiert, wartet sie mit eigenen auf und spricht etwa, wenn sie von Machtpolitikern handelt, vom »Charme, der der Ambition den Weg ebnet«, oder sagt, »niemand ist sich seiner Prämissen so sicher wie der Mann, der zuwenig weiß«, oder erschreckt mit der Behauptung, »nächst dem Krieg verleiht die Kunst am ehesten Unsterblichkeit«.

Erika und Klaus Mann: Escape to Life. Deutsche Kultur im Exil. Edition Spangenberg 1991, 421 Seiten, 48 Mark

Womit sie hinüber hilft zu Erika und Klaus Mann und mir begreiflich macht, warum ich die Tuchman-Bemerkung zum vernachlässigten Polit-Faktor Charme für erwähnenswert hielt: Neben hundert anderen Zelebritäten wird bei den Manns der Mussolini-Biograph Ludwig zitiert: »Natürlich bin ich bestechlich durch Charme! ... Ich interessiere mich nicht für Prinzipien, sondern für Persönlichkeiten« - und deutlich wird eine enorme Leistung der gar nicht dogmenfrommen Autoren: Solidarisch und mit äußerster, fast »Maßnahme«-reifer, politischer Disziplin haben sie dem isolationistischen Amerika verklart, worin der Wert jener bestand, die unter sein Dach geflüchtet waren. Ihr Buch, das trotz wechselnder Sympathie sehr zweckdienlich im gleichbleibend höflichen Ton gehalten ist, mit dem man großmächtigen Gastgebern große Gäste vorstellt, erhebt den Antifaschismus jener Zeit zum Synonym der Kultur jener Zeit. Und, beinahe, umgekehrt.

Aber was soll uns ein Schriftstück, aus dem man erfährt, daß Franz Werfel und James Joyce einander beim Abendessen mit italienischen Arien traktierten? - Schön, an dieser Stelle merkt man es vielleicht nicht gleich, doch ist der Band nicht weniger als ein Mittel gegen schrecklich drohende Bewußtseinslücken.

Raymond Chandler: Briefe 1937-1959. übertragen von Hans Wollschläger, Knaus Verlag 1990, 688 Seiten, 56 Mark

Obwohl der Berichterstatter zur deutschen Urgemeinde der Philipp-Marlowe-Anhänger gehört und sich im Respekt für Übersetzer Wollschläger von niemandem übertreffen lassen will, weist er vorsichtshalber darauf hin, daß trotz des Preises, bei dem einem Weihnachten und begüterte Verwandte einfallen, Chandlers Briefe sowenig in die literarische Liga von *Escape...* gehören, wie dessen Titel mit dem unentbehrlichen Computer-Kommando zu tun hat. Falls jedoch einer Auskunft sucht über den Menschenschlag Schriftsteller, dann ist er hier an der richtigen Adresse. Selten so gestaunt, geneidet oder mich geniert, denn die mit diesen Briefen fixierten Komplexe, Allergien, Macken, Ängste und größenwahnsinnigen Träume gehören zu unserer Grundausstattung, und die flotten Sprüche möchten wir alle können. Das heißt, die in Herzenssachen etwas gockeligen (deren schlimmere in *Die simple Kunst des Mordes* stehen) und in Bildungsangelegenheiten etwas wackeligen und im Umgang mit Kollegen etwas zu mißgünstigen lieber nicht. Am Ende wird wohl doch, ähnlich anderen Fällen, Marlowe der bessere Chandler sein.

Literatur-Konkret 1991 S. 19

Sabine Schmidt

Mecklenburg goes America

Rezension

John Kennedy Toole: Die Neonbibel. Deutscher Taschenbuchverlag, München 1991, 189 Seiten, 9,80 Mark

Unerbittliche Fans des dicken Ignaz dürfte *Die Neonbibel* enttäuschen. John Kennedy Toole, Großmeister des Grotesken und Autor des Kultromans *Ignaz oder die Verschwörung der Idioten* beweist in seinem Frühwerk, daß er nicht nur zum Satiriker getaugt hätte. In ihrer Schlichtheit ist die Geschichte über das Heranwachsen in einer Kleinstadt in Mississippi der Opulenz von *Ignaz* genau entgegengesetzt. Wie es sich für einen anständigen Südstaatenroman gehört, wimmelt es darin zwar von schrägen Vögeln, bösen Lehrerinnen und fanatischen Predigern. Doch grotesk ist *Die Neonbibel* nicht. Provinzialität, Familie und Religion bestimmen die Handlung. In solcher Umgebung ist kein Platz für den nachdenklichen Außenseiter David. Erst nach einigem Blutvergießen - auch Gewalt ist ja ein Requisit im Fundus vieler moderner Erzähler der Region - schafft er den Absprung. Er muß die Stadt verlassen, doch ist es immerhin eine Flucht nach vorn. Der 16jährige Toole schrieb *Die Neonbibel* 1954 für einen Literaturwettbewerb. 15 Jahre später brachte er sich um, weil ihm niemand glaubhaft versichern konnte, er sei ein guter Autor. Zu spät bekommt er nun die verdiente Anerkennung.

Ernst Augustin: Der amerikanische Traum. Suhrkamp Verlog 1991, 239 Seiten, 12 Mark

Der Traum von Amerika im eigentlichen Sinne. Ernst Augustins Protagonist Hawk Steen schlägt sich erfolgreich durch verschiedene Gebiete des Doppelkontinents, der sein Schicksal ist. Sein Kindheitstraum war der brasilianische Dschungel, seine Geliebte ist eine Schwarze von monumentalen Ausmaßen aus Costa Rica, und dort, in einem Sumpf an der Grenze zu Nicaragua, kommt es zum Showdown mit dem letzten der drei amerikanischen Air-Force-Soldaten, die den kleinen Hawk 1944 aus purer Lust vom Fahrrad schossen. Doch möglicherweise waren ihre Salven auch tödlich und die versponnene Geschichte vom mecklenburgischen Privatdetektiv in Amerika, dem der Zufall Gelegenheit zur Rache an seinen Peinigern gibt, ist nicht mehr als der Fiebertraum des sterbenden jungen; in seinen letzten Minuten zieht ein Leben, das nie stattfinden wird, an ihm vorbei. Augustin läßt kaum ein Stereotyp der Detektiv- und Abenteuergenres aus, er macht das Unmögliche möglich und versucht nicht einmal, dem Geschehen den Anschein von Glaubwürdigkeit zu geben. Schillernde Beschreibungen, wirkungsvolle Bilder und ironische Distanz sind seine große Stärke. Daß er den Zufall zum bestimmten Faktor macht, ist dabei völlig in Ordnung. Das entspricht dem wirklichen Leben, und überhaupt ist vielleicht alles bloß ein Traum. Letztlich weiß das nur Hawk Steen, und der scheint sich auch nicht sicher zu sein.

Andre Kaminski: Kiebitz. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1991, 363 Seiten, 16 Mark

Der Name ist alles, sagt Andre Kaminskis Held zu Beginn des Romans. Er heißt Kiebitz und personifiziert die Eigenschaften, die dem Regenpfeifer nachgesagt werden: Neugier und Voyeurismus. Als Fernsehredakteur rekonstruiert er skandalöse Gerichtsfälle live in einem »Tribunal des Volkes«. Das macht ihn berühmt, bricht ihm aber das Genick, als er sich an das Thema Antisemitismus wagt. Denn der Jude und gebürtige Schweizer Kiebitz lebt im Polen der 50er und 60er Jahre. Er hält es für ein Wunderland und glaubt hartnäckig an das kommunistische Paradies, bis es ihm selbst an den Kragen geht. Kiebitz, der Spanner, läßt sich lieber vom Leben erzählen, als sich selbst hineinzuwagen. Er trifft auch ständig Menschen, die Ungeheuerliches erlebt haben. Doch sein eigenes, nicht minder ungeheuerliches Schicksal verschlägt ihm schließlich buchstäblich die Sprache. Ein alter Schulkamerad und Schweizer Psychiater willigt in eine Korrespondenztheraphie ein. Der zweijährige Briefwechsel verändert beide: Kiebitz' Heilung erfolgt zwar nicht durch den Psychiater, doch heilen seine grotesken Erlebnisse sie beide vom neutral-selbstgerechten Schweizertum - ein unbeabsichtigter Teilerfolg für den Journalisten, der einst kindlich-begeistert nicht weniger als die Welt verändern wollte.

Milena Moser: Gebrochene Herzen. Rowohlt-Taschenbuch Verlag 1991, 127 Seiten, 7,80 Mark

Den ersten ihrer elf Morde begeht die Ich-Erzählerin mit dreizehn. jeweils zwischen zwei ihrer Tatberichte hat Milena Moser eine Kurzgeschichte von oft ebenso grausigem Inhalt gestellt. Doch die Autorin präsentiert kein Horrorkabinett. Vielmehr zwingen der unschuldige Geist und unerschütterliche Humor ihrer Figuren ständig zu verständnisvollem Grinsen. Fast jeder dieser Anschläge auf Leben und Gesundheit ist nämlich gerechtfertigt. Es trifft eigentlich nie den Falschen - nun gut, vielleicht einmal, als das Opfer sich im nachhinein als der verschollene Vater der Täterin entpuppt. Das ist

Künstlerpech, und die Mörderin zögert nicht, dies zuzugeben, denn sie analysiert Motiv, Ausführung und Wirkung ihrer Taten stets sorgfältig. Mosers Figuren sind unglücklich, unsicher und betrogen, aber sie sind alle auch erfinderisch und versuchen hartnäckig, zu ihrem Recht zu kommen. Gelegentlich hilft der Zufall, oder was immer das ist, wenn der WG-Dicke nachts Hunger kriegt und dabei unverhofft Vater wird. Denn »da saß ein Kind im Kühlschrank«. Warum nicht. Der junge Vater erhält die weibliche Aufmerksamkeit, die ihm als bloßem Fettsack versagt war, und die Frühstücksrunde in der WG-Küche glotzt ungläubig, als er ein Rendevous anmeldet. Die einfache Moral der Geschichten: Man muß halt das Beste draus machen.

Literatur-Konkret 1991 S. 20

Erwin Riess

Das gebrochene Rückgrat und die zivile Gesellschaft

Rezension

»Es wird ihnen alles weggenommen, auch der Weg selbst. Keine Spur, keinen Lichtschein aus den Ritzen. Aber auch sonst wird ihnen alles genommen werden. Auch ihre Fotos und Namen. Und das Gewesene wird wesenlos.« Elfriede Jelinek: Totenauberg, 1991

Georg Fülberth: Sieben Anstrengungen, den vorläufigen Endsieg des Kapitalismus zu begreifen. Konkret Literatur Verlag 1991, 208 Seiten, 28 Mark

Das Schicksal von Revolutionen entscheidet sich in der Enkelgeneration der Umstürzler, denn eine neue Ordnung gewinnt historische Qualität erst, wenn sie aus Eigenem fortkommt. Sobald nicht nur über die Produktion, sondern auch über Verteilung und Verwendung des Mehrprodukts Übereinkunft besteht, kann von der Durchsetzung einer an Möglichkeiten reicheren gesellschaftlichen Formation gesprochen werden. Soweit die Theorie.

Die gesellschaftliche Praxis, in die Welt gesetzt, um die Benutzer von Theorie zu blamieren, erweist sich aber in der Regel als höheres, dem menschlichen Unvermögen nur begrenzt zugängliches System. Der Satz von Marx, daß sich die Geschichte hinter dem Rücken der Menschen vollzieht, konnte von diesen noch nicht widerlegt werden. Die ungebrochene Gültigkeit des Satzes äußert sich in dessen Erweiterung. Bekanntlich entwickelte die moderne Physiotherapie die Hypothese, daß die Menschen von der Geschichte nicht nur getäuscht, sondern auch gebeugt werden. Das klinische Bild variiert dabei beträchtlich; leichtere Krankheitsverläufe äußern sich mitunter nur in einer demutsvoll gebeugten Körperhaltung, während die voll ausgebrochene Krankheit die Betroffenen buchstäblich in den Staub zwingt. In den letzten Jahren wurden darüber hinaus immer mehr Fälle eines historisch indizierten glatten Rückgratbruchs konstatiert.

Viele Menschen beobachten nach dem Einsturz des Realen Sozialismus ihren Stützapparat mit Sorge: Nicht wenige erzählen von akut gewordenen Abnützungsschäden, vereinzelt geht auch die Kunde von anfallsartig verlaufenden Bandscheiben- und anderen Vorfällen. Unter ihnen finden sich nicht nur ehemalige Parteigänger, auch prominente Kritiker des Realen Sozialismus sind von dem Getöse, das der Zusammenbruch hervorruft, verschreckt. Der Staub wirbelt so hoch auf, daß selbst ehemalige Spitzenfunktionäre die Orientierung verlieren. Mit sich und der Welt hadernd, stellen sie alles in Frage; sie würden auch am Wirken der Schwerkraft zweifeln, sollte der auch nur die leiseste Verbindung zum Staatssicherheitsdienst nachgewiesen werden. Tatsächlich gehen viele der aus der Bahn Geworfenen in Gedanken jetzt schon die Wände hoch. Kein Ladenhüter des bürgerlichen Kultur- und Geisteslebens ist vor ihnen sicher, keine Beschuldigung zu verstiegen, als daß sie nicht als Freispruch von der eigenen Vergangenheit herumgereicht werden. Und so heben sich denn all die Enthüllungs-, Abrechnungs- und Bekennerbücher der aufgescheuchten Konvertiten voneinander ab wie ein Fliegensschiß vom andern.

In der gegenwärtigen Situation, die historisch so neu wie Zahnschmerz und so unerklärlich wie der Winter ist, scheint es nützlich, Ausschau zu halten nach den wenigen, die aus Parteidisziplin und Bescheidenheit geschwiegen hatten, als ein offenes Wort auch schon nichts mehr nützte. Unter ihnen ist Georg Fülberth einer der lautersten und klügsten. Seine *Sieben Anstrengungen, den vorläufigen Endsieg des Kapitalismus zu begreifen,* sind, was die Redlichkeit der Beweisführung, die Schärfe der Analyse und die betonte Vorläufigkeit der Schlußfolgerungen betrifft, ohne Beispiel. Der Autor hält mit seinem Anliegen, der Rekonstruktion marxistischer Theorie, nicht hinterm Berg. Schon im Inhaltsverzeichnis weist er nach, daß es möglich ist, zumindest bei der gedanklichen Bewältigung der Wirklichkeit geordnet vorzugehen: »l. Die Hoffnung des Jürgen Kuczynski; 2. Rosa Luxemburg und die vier Grundrechnungsarten; 3. Marx, Hilferding, Lenin und zurück; 4. Fünf Perioden kapitalistischer Entwicklung; 5. Gegengesellschaften; 6. Organisationen zwecks Abschaffung des Kapitalismus; 7. Ein Reigen seliger Geister. Sack und Asche. Durch die Wüste. Ein neuer und alter Begriff von Kommunismus.«

Dem Buch soll aber nicht dadurch Unrecht getan werden, daß seine eigenartigen Schwächen unerwähnt bleiben, die sich bei näherer Betrachtung als bewußt gesetzte Diskussionsangebote erweisen. So entwickelt Fülberth eine konzentrierte, der geschichtsphilosophischen Dimension des Marxismus entsprechende Genealogie jener Epoche, die als »Stalinismus« bis heute vielfach unbegriffen ist. Daran schließt der Autor ausführliche Betrachtungen darüber, welche Aspekte des »rohen Kommunismus« notwendig waren und welche zur beliebten Boulevard-Kategorie »Stalin'sche Verbrechen« zählen. Besonders im Kapitel »Gegengesellschaften« zeigt der Autor, daß er die Technik, den Leser an seine, des Autors Schlußfolgerungen anzunähern, perfekt beherrscht. Er erreicht dies durch eine pädagogische Finte: Er wirft eine bereits geklärte Frage nochmals auf, gibt aber vor, sich des schon Erkannten nur bruchstückhaft zu erinnern, wodurch er den Leser zum Nachblättern und damit zu vertiefter Lektüre anhält.

Die vergleichende Darstellung unterschiedlicher Theorien weist den Autor als profunden Systematiker der politischen Ökonomie aus. Verwunderlich, daß er legitime Abkömmlinge der Stamokap-Theorie, wie den werttheoretischen Zugang des Franzosen Boccara oder die Theorie der Staatsmonopolistischen Komplexe, die vom Leningrader Ökonomen Tjulpanov entwickelt wurde, negiert.

Gerade die Theorie der Staatsmonopolistischen Komplexe eröffnet tiefere Einblicke in die Beziehungen von Staat und Ökonomie. Mit ihrer Hilfe wäre eine Brücke zwischen der Stamokap-Theorie und Untersuchungen der Überbaustrukturen bürgerlicher Staaten zu schlagen, ein Unterfangen, dem der Autor, der mit einem auf Gramsci und die Marxschen Frankreichschriften zurückgehenden weiten Staatsbegriff operiert, wohl einiges abgewinnen könnte.

Im Kapitel »Zivilgesellschaft« stutzt Fülberth eine soziologische Modeströmung zurecht. Nicht wenige der Yuppie-Ideologen, die sich dadurch hervorgetan haben, daß sie die Leier von der Krise des Marxismus zu geistiger Aerobic veredelten, sind in den letzten Jahren dazu übergegangen, das Leben in einer metropolitanen »Zivilgesellschaft« für eine sozialistische Insel innerhalb eines durch »Modernisierungsschübe« herausgeputzten Imperialismus auszugeben. Fülberth hält diesen Auffassungen entgegen, daß der Begriff der Zivilgesellschaft ursprünglich ein Ensemble von Überbaustrukturen bezeichnet, das vor der Erringung der Herrschaft verändert werden müsse, soll die neue Macht hegemoniefähig werden. Zuweilen werde eben der Begriff »Zivilgesellschaft« »in das Gegenteil dessen verkehrt, was er bei Gramsci ursprünglich bedeutete.« Andererseits sei es aber durchaus verständlich, wenn die »liberalen Intellektuellen mit libertärer Konfession« zu bedenken geben, daß »ein Zuviel an Staat ihnen den Spaß an den Wonnen des Imperialismus verderben könnte«.

Der Autor, dessen Schreibgestus sich wohltuend vom seminarmarxistischen Pathos vieler Endzeitbücher unterscheidet, läßt von seinem Hauptziel, der Wiedergewinnung der geschichtsphilophischen Dimension des Marxismus, mit keinem Wort ab. Er ist so streng, daß er sich das Salz der Polemik über weite Strecken des Buches versagt, eine Selbstkasteiung, die besonders im Kapitel über die »Organisationen zwecks Abschaffung des Kapitalismus« auch den Leberth auf eine historische Analogie zum gescheiterten Realsozialismus hin. Das Florenz des 14. und 15. Jahrhunderts habe bereits, wie bei Macchiavelli nachzulesen, alle Attribute des Kapitalismus aufgewiesen und sei trotzdem der feudalen Reaktion unterlegen. Analog dazu sei der Untergang des staatlichen Sozialismus mitnichten als Ende der Geschichte und schon gar nicht des Kommunismus zu werten. Ein Merkmal historischer Analogien ist deren Ungenauigkeit. Solange in Nepal Wahlen gewonnen, in Kuba Zuckerrohr und Rum produziert und in China Biografien europäischer Revolutionäre übersetzt werden, kann man höchstens von der Niederlage des osteuropäischen Sozialismus sprechen.

Eva Barilich: Fritz Jensen. Arzt an vielen Fronten. Globus Verlag 1991, 190 Seiten 25 Mark

Eine dieser Biografien, die gegenwärtig ins Chinesische übertragen wird, handelt von dem österreichischen Arzt und Schriftsteller Fritz Jensen, der 1955 von der CIA ermordet wurde. Das von der Historikerin Eva Barilich verfaßte Buch erzählt von einem Mann, der verstanden hatte, daß Revolutionen nicht in Parteigremien entschieden werden. Er wendete das Wort vom Parteisoldaten, der dort wirkt, wo die Partei ihn hinstellt, ins Gegenteil: Wo Jensen arbeitete, dort war Partei. Die Biografie verfolgt den Lebensweg des musisch veranlagten Bürgersohns Friedrich Jerusalem, der in den zwanziger Jahren des nachrevolutionären Österreich Kommunist wird und sich fortan Fritz Jensen nennt. Anders als die zeitgenössischen Kommis der Zivilgesellschaft, die dieser jedes Opfer darbringen, sofern es nur Geldform annimmt, widersteht der Heranwachsende, geprägt von den politischen Eruptionen der Zwischenkriegszeit und geschult an den Vorlesungen von Karl Kraus, der bürgerlichen Gesellschaft. Im austrofaschistischen Gefängnis unterrichtet er Mithäftlinge in Geschichte und Jiu-Jitsu, im spanischen Bürgerkrieg bewährt er sich als Chirurg. Jensen ist ein neugieriger und freigiebiger Mensch. Wenn ihn der Hafer sticht, leistet er sich eines seiner legendären »Paradestückeln«. Er pflanzt in Zeiten tiefster Illegalität eine rote Fahne auf einen Wiener Kirchturm, die so schwer zu entfernen ist, daß sie wochenlang das Stadtbild ziert; er bringt während des österreichischen Bürgerkriegs verwundete Schutzbündler mit dem Motorrad in Sicherheit; sprengt, ohne Boals »Unsichtbares Theater« zu kennen, mit dessen Methoden Naziveranstaltungen oder trägt während der Ebro-Schlacht angeschossene Republikaner durchs feindliche Trommelfeuer zum Verbandsplatz, wofür er wegen Gefährdung seines Lebens, somit auch der Gefährdung der medizinischen Versorgung zeitweilig degradiert wird.

Erstaunliche Kühnheit und eine bestrickende Wirkung auf den weiblichen Teil der Revolution fügen sich bei Jensen in eins; er ist kein Märtyrer der Sinne, er bleibt Revolutionär in jeder Lebenslage. Es gereicht dem Buch nicht zum Schaden, daß seine Biografin davon nicht unbeeeindruckt blieb, Jensen verfügte über eine seltene Gabe: Er war imstande, sich in schwierigen Situationen selbständig und richtig zu orientieren. Ob im Kuomintang-China der vierziger Jahre, wo er trotz strengster Bewachung in die von der Volksarmee befreiten Gebiete vordringt, ob 1954, als er in Ho Tschi Minhs Dschungelhauptquartier die Schlacht um Dien Bien Phu dokumentiert; ob er, der Wiener Jude, aus Kärnten und Tirol stammende Kleinhäusler befragt, was sie bewogen hat, in den Reihen der Fremdenlegion brandschatzend und sprachlos vor Angst durch die Dörfer der vietnamesischen Kleinhäusler zu ziehen, ob er Seuchenspitäler einrichtet, gefolterte Partisaninnen heilt, industrielle Kooperativen berät oder Medikamente durch chinesische Wüsten expediert - überall findet

er die Kraft, das Gesehene niederzuschreiben. Auch im hintersten Winkel Hunans besteht Fritz Jensen darauf, überprüfbar zu sein, weil er weiß, daß nur auf diese Weise einer feindlichen Wirklichkeit beizukommen ist. »Ein Revolutionär, der das Volk nicht kennt, verdorrt wie ein Grashalm in der Wüste«, zitiert er in seinem Buch *Befreites Vietnam* den vietnamesischen Dichter To Hüu.

Die Biografie des Fritz Jensen erzählt von einem Menschen, der sich ein Leben lang den Ehrentitel »Stalinist« erarbeitete. Als solchen bezeichnete ihn keine fünfzehn Jahre nach seiner Ermordung der konvertierte Gralshüter Ernst Fischer, der immer schon vor selbstbewußten Spezialisten der Umsturzbranche gezittert hatte.

Wer, eingeschlossen im Kokon einer parasitären Zivilgesellschaft, dem Religionssurrogat des kaufkräftigen Kleinbürgers und promovierten Spießers, dem Zeitgeist huldigt, versichert sich gern der mystischen Kraft der Schutzgemeinschaft alles Lebenden e.V. Deren Gottesdienste werden meist unter freiem Himmel abgehalten; die zeitgenössischen Feldmessen dienen der ganzheitlichen Stärkung der gemeinsamen Sache. Wer »Frieden, Regenwald und Atomstop« fehlerfrei aussprechen kann, wird unter dem Jubel der Gemeinde zum verdienten Naturschützer ernannt.

Franz Christoph: Tödlicher Zeitgeist. Notwehr gegen Euthanasie. Kiepenheuer und Witsch 1990, 16,80 Mark

Die Retter der Menschheit belassen es aber nicht bei ihrem Freizeitvergnügen; sie erklären ihren Kokon, die Lebensform der urbanen Mittelklasse, zum Programm, und jene, die nicht mithalten, zum Hindernis, das wegzuräumen von sozialer Verantwortung zeugt.

Wer sich um die Menschheit sorgt, kennt deren Grenzen. »Wesen am Rande des Menschseins« (Peter Singer) sehen ihr Lebensrecht heftiger werdenden Einsprüchen ausgesetzt. Seit defektes Leben schon im Mutterleib erkannt werden kann, gilt Behinderung nicht mehr als Variante des Menschseins, sondern als Zumutung.

Tödlicher Zeitgeist heißt eine Aufsatzsammlung von Franz Christoph. In dem Buch mit dem Untertitel *Notwehr gegen Euthanasie* weist der Mitbegründer der deutschen Krüppelbewegung nach, daß ein ganzer Sektor der bürgerlichen Zivilgesellschaft dabei ist, die Türen für den massiven Einfall der Barbarei weit zu öffnen. Von der Friedens-, Frauen- und Ökologiebewegung, von Klaus Theweleit über die »bots« bis zur »Ersten Allgemeinen Verunsicherung« erhebt der Autor den Befund: »Behindertenfeindlich«. Er berichtet von Veranstaltungen zur Propagierung humanen Sterbens, die nur den Zweck haben, die vom Zeitgeist Selektierten auf ihre Zukunft vorzubereiten. Zur Euthanasie anstehende behinderte Menschen haben kein Lebensrecht, sondern ein Schicksal: »Ich denke, daß unsere einzige, wenngleich minimale Überlebenschance darin besteht, von vorneherein unmißverständlich klarzumachen, daß es nicht möglich sein wird, unsere geplante Tötung als humane Erlösung zu verschleiern.«

Elfriede Jelinek: Totenauberg. Ein Stück. Rowohlt Verlag 1991, 96 Seiten, 26 Mark

Das Leben eines deutschen Meisters, des Existenzialphilosophen Martin Heidegger, in die äußere Form einer Horrorposse und in die innere der historischen Abrechnung seiner Schülerin Hannah Arendt mit dem Übervater zu kleiden, ist ein kühnes Experiment. Elfriede Jelineks Stück *Totenauberg* untersucht einen schwer zugänglichen Sektor der Zivilgesellschaft, den Sektor der schulbildenden intellektuellen Patriarchen, deren Produkte Werkzeuge für vergangene und zukünftige Faschisten darstellen, und es wäre nicht die Jelinek, würde sie ihrem Gegenstand nicht mit unerbittlichem Hohn zu Leibe rücken:

»Der alte Mann (Heidegger, E.R.) sitzt in einem rustikal anmutenden Schianzug in der Halle eines Luxushotels. Er ist in ein Gestell (eigentlich eine Art Körper-Moulage) geschnallt, das im Groben die Umrisse seines Körpers, nur viel größer, nachzeichnet. Er ist sozusagen doppelt vorhanden ... «

Den Begriff des »Gestells«, der in Heideggers Philosophie einen zentralen Platz einnimmt, verdichtet die Autorin zum dramaturgischen Kunstgriff. Er hält den Philosophen als Einheit von Leben und Werk fest. Obwohl er schlau genug ist, die Argumente seiner Gegner zur Stärkung seines »Selbst« zu vereinnahmen, entwirft Heidegger in seinen Monologen das Bild eines Patriarchen, dem die äußere Natur zur inneren Heimat wird. (Werner Fuld hat darauf hingewiesen, daß Jelinek in Heideggers Monolog die Reproduktionstheorie von Günther Anders einarbeitet, die besagt, daß die Natur nur noch im Abbild als real erkannt wird.)

Jelinek übernimmt diese gedankliche Figur im zweiten Teil des Stücks und wendet sie auf die gesellschaftliche Natur ostdeutscher Touristen an: »So stehen sie da, vom Leben einbehalten wie ein Pfand, das sie nicht einlösen dürfen. Lotto und Toto ihr Motto... Fleischlos zu leben wär ihnen eine Zumutung. Das Bier fließt in Strömen, die Menschen strömen auch vorbei, und ich glaube nicht, daß ihre Ungeborenen so gut ausschauen werden, daß sie Eingeborene werden dürften, für die die Sommerbäderermäßizung der Gemeinde Wien je Geltung erlangen wird.«

Die Autorin nützt das Stilmittel des Kalauers zur Destruktion der Heideggerschen Sprache und Endzeit-Philosophie; sie wendet den Kalauer, der bei Heidegger unbeabsichtigtes Produkt bemühten Formulierens ist, gezielt an und zwar gegen ihn: »Wir kommen als etwas Handfestes zu den Gebilden und kommen als Gebildete zurück ... wir sind das Da. Das Ent-Setzen unsres jähen Erscheinens hat sich in einer anscheinend beruhigten Weh schon lange vorbereitet ... das Gewesene, das früher Natur war, stopfen wir uns noch immer unerbittlich hinein. Der Saft rinnt uns vom Kinn, vom Heimkino.«

Reemtsma zufolge opponiert der Kalauer gegen die Grundlage jeder sprachlichen Ordnung, die beliebig, aber nicht verzichtbar ist. Jelinek dreht diesen Zusammenhang um und schlägt den Verzicht auf Heideggers Ordnung vor, indem sie beliebt, dieselbe lächerlich zu machen. Dabei schreckt sie vor nichts, nicht einmal vor den Umweltschützern zurück: »Gehen wir jetzt hin und trauern in den Auen, wo sie Kraftwerke bauen ... *«*

Kalauer, die nicht von sicherer Hand geführt werden, sind ungenützte Entwürfe möglicher Einsichten. Jelinek weiß das, sie zwingt die gedankliche Ordnung nicht herbei, sie lädt den Kalauer ein, seine Sprengkraft in einem Zusammenhang zu beweisen: »Gehen wir jetzt hin und trauern in den Auen, wo sie Kraftwerke bauen. Und erst in unsrem Traum entsteht sie, die Natur und wird erst richtig wach beim Gedanken an ihr Ende. Wir, ihr Jungvolk, bringen uns ins Reine mit ihr.« - und er, die Einladung annehmend, revanchiert sich sogleich: »Diese Bäume, das vertrocknete Gestrüpp, die toten Kröten, die wir brauchen: wären sie ungefährdet, wären sie nur ungefähr, wir beachteten sie nicht!«

Der virtuose Tanz des Kalauers mit seinem Antipoden, dem semantischen Zusammenhang, bildet eine tiefliegende Ebene des Textes, eine Tiefebene, die bevölkert wird von mehreren Stämmen, die, in sich zerstritten, Rettung im Krieg jeder gegen jeden suchen. Bergsteiger, die mit Eispickeln auf tote Kameraden einhacken, werden von Cheerleaderinnen angefeuert, ostdeutsche Bergvagabunden sind auf der Suche nach einer neuen Heimat, ein Leistungssportler verkündet die Todesethik des Peter Singer, ein alter Bauer deklamiert die Geschichte der Zyklon B produzierenden Firma Degesch, die alte Frau, eine Philosophin, besteht darauf, auch die letzten Höhen männlichen Geistes zu erstürmen; Jäger beschießen das Leinwand gewordene Abbild der Natur, eine ländliche Kellnerin tritt auf und serviert Kinderköpfe zum Bier.

Die Schifahrer, Bergsteiger und Wanderer kommen nicht zufällig zum Handkuß, die Autorin weiß, warum sie den Friedfertigen mißtraut, die Grünbewegten fürchtet und die ebenso feigen wie eitlen Fürsten der Erkenntnis verhöhnt. Sie verfügt über einen Schlüssel, der ihr das Tor öffnet zur wirklichen Welt der Weltflüchtigen, sie weiß, wer Gattungsfragen wälzt, hat doch nur Begattungsprobleme. Daher schaut sie den Marionetten der Zivilgesellschaft nicht nur aufs Maul, sondern auch unter den Rock: »Warm in ihre Zugehörigkeit gewickelt sitzen sie da, mit Panzerfäustlingen gegen die Zerstörer, werden mit Stöcken ausgeklopft, stäuben hoch und singen zur Gitarre. Diese toten Unterhosen. Sie treffen einander, setzen sich ins Licht, damit sie ihrem Erscheinen das Offene geben und sich von sich selbst einvernehmen lassen können«. Elfriede Jelinek hat mit dem Stück *Totenauberg* zugleich einen Essay über das ausgehende zwanzigste Jahrhundert geschrieben. Sie stellt eine Gesellschaft dar, die sich ihrer Feinde entledigt sieht. Eine durch den Wegfall des verteufelten Gegners auf sich selbst zurückgeworfene Welt erobert die herrenlosen Märkte und setzt die unter unsäglichen Mühen zurückgedrängte Barbarei endgültig frei.

Literatur-Konkret 1991 S. 23

Michael Scharang

Ein Freudentag

Unaufhaltsam strebt das Literaturleben aufwärts:
Bedurfte es gestern noch der Finger zweier Hände,
Um die neuen Bücher zu zählen,
Deren Verfasser etwas zu sagen haben,
So genügen heute die Finger einer Hand,
Um die Zahl jener Autoren festzuhalten,
Welche, was *zu* sagen ist, auch sagen können.
Wer hätte gestern noch mit so vielen gerechnet!

Unbeirrbar schreitet auch das Geistesleben voran:
Brauchte man gestern noch die Finger zweier Hände,
Um die Vorwitzigen zu zählen,
Die das Neue Denken verlacht,
Das Vordenken verspottet und
Das Umdenken verhöhnt hatten,
So genügen heute die Finger einer Hand,
Um die Zahl der Aberwitzigen festzuhalten,
Welche sich getrauen, auf dem Denken zu bestehen.
Wer hätte gestern noch mit einer solchen Anzahl gerechnet!

Von Erfolg eilt das Wirtschaftsleben zu Erfolg.,
Bedurfte es gestern noch der Finger zweier Hände,
Um die Tüchtigen zu zählen, die's schafften,
Daß auf einen Arbeitslosen aus dem Westen
Zehn Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Osten
Und hundert Hungertote aus dem Süden kommen,
So genügen heute die Finger einer Hand,
Um die Zahl jener festzuhalten,
Welche solche Tüchtigkeit wild macht.
Wer hätte gestern noch mit einem so mächtigen Aufstand gerechnet!

Vorwärts drängt auch das politische Leben:
Brauchte man gestern noch die Finger zweier Hände,
Um jene Kommunistenführer zu zählen,
Die ihre Parteien in Zahlung gaben,
Wofür ihnen die Kapitalistenführer
viel Rum und eine Ehrenpension versprachen,
So genügen heute die Finger einer Hand,
Um die Zahl derer festzuhalten, die aufatmen,

Weil Kommunist zu sein nicht länger

Verquickt ist mit Kommunistenführern.

Wer hätte gestern noch mit einer solchen Hegemonie gerechnet!

Literatur-Konkret 1991 S. 24

Gunter Blank

Reiseführer in die Schattenseiten

Rezension

Jim Schutze: Cauldron of Blood. The Matamoros Cult Killings. Avon 1989, 4,95 US-Dollar, ca. 11,40 Mark

Daß der Kampf der Dritten Welt um den Zutritt zum Konsumparadies kein heroischer Befreiungskrieg sein wird, sondern ein erbarmungsloses Abschlachten, bei dem uns archaisch anmutende Mythen die diskreditierten Ideen der Aufklärung ersetzen werden, ist mittlerweile fast schon eine Binsenweisheit. Was da auf uns zukommt, erläutert anschaulich ein Fall aus dem Jahr 1989, der als die *Matamoros Cult Killings* in die Geschichte der mexikanisch-amerikanischen Beziehungen einging. Das Verschwinden eines texanischen Schuljungen jenseits der mexikanischen Grenze löste damals eine wochenlange, von allen Spielarten amerikanischer Überheblichkeit geprägte Suche aus, die schließlich zur Schmach der um Zutritt zur Zivilisation bemühten mexikanischen Regierung in der Aufdeckung eines Kokainschmugglerrings mündete. Dieser schöpfte seine Macht aus der Wiederbelebung längst ausgestorben geglaubter Voodoorituale, mit deren sinistrer Aura er jahrelang das Tex-Mex-Grenzgebiet kontrollierte. Was die US-Öffentlichkeit verständnislos als Blutrausch einer wahnsinnigen Sekte abtat, entpuppte sich als religiöse Verschwörung mit Verästelungen bis in die Spitze des mexikanischen Herrschaftsapparats. Aus Furcht vor weiteren Enthüllungen und der Macht des mit den Mitteln der sogenannten Zivilisation nicht zu kontrollierenden Zaubers, stellten die Behörden nach der Aushebung der Kultstätte und der Erschießung des Voodoopriesters die Ermittlungen abrupt ein. Der titelgebende Kessel mit den ausgekochten Gehirnen der Opfer verschwand unter den Augen der Polizei und ist bis heute nicht wieder aufgetaucht.

Carlton Smith, Tomas Guillen: The Search For The Green River Killer. Onyx/Penguin 1991, 496 Seiten, 4,99 US-Dollar, ca. 11,80 Mark

True-Crime-Bücher, ein hierzulande arg vernachlässigtes

Genre, sind Reiseführer in die Schattenseiten von Landschaften, von denen der Besucher sonst nur die friedlichen Oberflächen zu sehen bekommt. Seattle im Staate Washington gilt gemeinhin als die Öko-Idylle der USA, wo ein aufgeschlossener Yuppie noch friedlich unverseuchte Austern schlürfen kann. Die weniger zivilisierten Bedürfnisse seiner als besonders liberal und konsumfreudig geltenden Citoyens befriedigt ein Straßenstrich, wo minderjährige Ausreißer, ohne entdeckt zu werden, monatelang in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer Eltern ihrem Gewerbe nachgehen können. Aus dem Angebot preiswerten Frischfleisches konnte sich ein Serienmörder mehrmals täglich ungestört bedienen, begünstigt durch die Überforderung einer Polizei, die Vermißtenanzeigen schon lange nicht mehr ernst nimmt. Daß der Täter, nach neunundvierzig Morden, unbehelligt sein Betätigungsfeld nach San Diego - noch so eine saubere amerikanische Stadt - verlegen konnte und bis heute unentdeckt blieb, verwundert da wenig. Der Fall ist eine Fußnote zum amerikanischen Traum und ein Ausblick auf das, was angesichts der sich breit machenden Verwahrlosung und Vereinsamung der neuen Bundesbürger demnächst auch bei uns die multikulturelle Idylle begleiten wird. Der Rosa Riese aus Potsdam war da nur ein Vorgeschmack.

Bret Easton Ellis: American Psycho, Pan 1991, ca. 27 Mark. Deutsch ab Ende Oktober 1991 bei Kiepenheuer & Witsch, ca. 400 Seiten, ca. 40 Mark

Überlaßt die Sexismus- und Gewalt-Debatte »Emma«, »Tempo« und der »Zeit«. Schenkt das Kultbuch über den New Yorker Yuppie, der seinem öden Dasein durch eine Serie ausgesucht bestialischer Morde einen Sinn zu geben versucht einer wahlweise lifestyle- oder frauenbewegten Bekanntschaft. Macht Euch zuvor aber einen gemütlichen Sonntagnachmittag und lest folgende Kapitel: *Dry Cleaners, Deck Chair, Tuesday, Christmas Party, Paul Owen, Detective, Killing Child at Zoo, Lunch with Bethany,* eines der hinteren Girls-Kapite und schließlich *Best City for Business, End of the Eighties, New Club*, um ein paar lose Enden zu verknüpfen. Darin habt Ihr die amüsantesten, blutigsten und - äh - gesellschaftskritischsten Passagen zu einer hübschen kleinen Anthologie komprimiert und könnt Euch die ermüdende Aufzählung von Designerprodukten und die redundante Beschreibung von Small Talk und Splatterorgien ersparen. Ansonsten geht los und besorgt Euch Tom Wolfes *Fegefeuer der Eitelkeiten, K*athy Ackers *Reich ohne Sinne,* Pat Califias *Macbo Sluts,* Guillaume Apollinaires *Elftausend Ruten, Thomas* Harris' *Der Rote Drache,* John K. Tooles *Die Verschwörung der Idioten* und bastelt Euch selbst ein Weltbild, anstatt hinter Mr. Ellis' aufwendig verpackten, am Ende aber eher schlichten Erkenntnis, daß noch der obszönste Mord im Vergleich zum spätreaganschen Konsumfetischismus verblaßt, mehr zu vermuten als die mundgerechte Zubereitung eines Skandals für ein von der Beschaulichkeit der Postmoderne eingeschläfertes Publikum. Dort mag das Buch noch einigen Wirbel entfachen, und ich wette, daß die, die am

lautesten gegen das Buch hetzen werden dieselben sein werden, die heute die Therapierbarkeit ostdeutscher Nazihorden verkünden. Das wiederum gibt dem Buch dann doch eine gewisse Berechtigung.

Holen Zahavi: Schmutziges Wochenende. Goldmann Verlag 1991, 9,80 Mark

Weibliche Serienmörder sind selten, aber es gibt sie. Von schreibenden Frauen wurden sie bislang eher stiefmütterlich behandelt. Einfach drauflos mordende Frauen paßten nicht ins Wunschbild des gewaltlosen Opfers, das bestenfalls als fehlerziehende Mutter für eine Täterschaft in Frage kommt. Schön, daß Helen Zahavi dies geändert hat. Ihre Heldin Bella bringt an einem Wochenende im beschaulichen Seebad Brighton mal eben ein halbes Dutzend Männer um, weil ein aufdringlicher Nachbar allzu naßforsch ihre Intimsphäre verletzt hat. Das liest sich zunächst überaus erfrischend, zumal Zahavi es versteht, sowohl einen Dialog zu schreiben, als auch die eher banal exekutierten Morde mit einem Sinn für Feinheiten zu inszenieren, von dem sich die meisten ihrer männlichen Kollegen, die sich mit Serienmördern abmühen, eine ordentliche Scheibe abschneiden können. Leider bremst sie den Lesefluß des öfteren durch tiefe Griffe in die Legitimationstruhe des Feminismus, als bedürfe es noch einer theoretischen Begründung, um sich ein Arschloch vom Hals zu schaffen. Auch die Opfer sind für meinen Geschmack ein wenig zu sehr den Klischees des männlichen Schweins nachempfunden, so daß am Ende der schale Nachgeschmack bleibt, doch wieder einem Lehrstück beigewohnt zu haben, anstatt einer Geschichte.

Literatur-Konkret 1991 S. 26

Ronald M. Schernikau

Schallendes Gelächter

Rezension

Liv Morten: Das Angebot. Verlag der Nation 1990, 176 Seiten, 9,90 Mark

Wenn man von der Welt nichts mehr erwartet, keine Handlung, keine Veränderung, keinen Sinn: dann bleibt immerhin noch ein Leben in fröhlicher Trivialität. Diese Variante, so traurig sie historisch ist, kann durchaus Kraft haben, sogar Freundlichkeit. Ein Beispiel dafür ist etwa die Reihe von Kriminalromanen, die Warren Murphy geschrieben hat: sie ist bei Bastei Lübbe erschienen und leider nicht mehr lieferbar. Nun kann man diese inhaltslose Bejahung auch künstlich zu erzeugen versuchen. Die bestrickende Geradlinigkeit des Genres hat immer wieder Autoren anderer Sparten zur Nachahmung gereizt. Auch ich stehe starr vor Ehrfurcht den Kriminalromanen gegenüber, deren Auflage ich niemals erreichen werde.

Nach Ernst Eylt, Max Messer und Hans Walldorf hat sich also jetzt Liv Morten entschlossen, unter ihrem wahren Namen einen Beitrag zur deutschen Kriminalliteratur zu leisten. Ich bedaure sagen zu müssen, daß sie ihr Ziel verfehlt hat. Der Roman *Das Angebot,* der soeben im Verlag der Nation erschien, ist weder ein spannender Kriminalroman noch ein Stück Literatur, das Zutaten wie Spannung und Verzögerung nicht bräuchte; es bräuchte sie dringend.

Liv Morten, deren Beiträge für das marxistisch-leninistische Philosophische Wörterbuch sowie für das marxistisch-leninistische Wörterbuch der Literaturwissenschaft uns allen noch in bester Erinnerung sind, demonstriert hier eine erstaunliche Kapitulation vor dem Gegenstand ihrer einstigen Forschung: dem französischen Nouveau Roman (lohnender Forschungsgegenstand wäre, weshalb jemand offenen Auges - nämlich nach eingehender Analyse - ganz genau die Fehler begeht, die er eben aufgezählt hat). Liv Morten wärmt in ihrem Buch den abgestandenen kalten Kaffee wieder auf, die Wirklichkeit habe vor allem etwas mit der Wahrnehmung von Wirklichkeit zu tun und weniger mit Einflußnahme auf sie. Diese These mag schon in einem bürgerlichen Roman unergiebig sein, in einem Krimi tötet sie den Leser. Heraus kommt eine Ansammlung von Partikeln, was modern sein soll, sowie eine unübersichtlich konstruierte Handlung, deren einziger Vorzug es ist, von einem wacker aufgeklärten Verhältnis zum Spätkapitalismus zu zeugen. Es tut mir wirklich leid, aber das Buch ist mißlungen.

Irmtraud Morgner: Der Schöne und das Tier, Luchterhand Literaturverlag 1991, 48 Seiten, 18 Mark

Erste Untersuchung: Warum Irmtraud Morgner in den Siebzigern solch einen Erfolg hatte. Zweite Untersuchung: Warum Irmtraud Morgner eine so unterschätzte Autorin ist. - Die eine Untersuchung beantwortet die andere.

Die *Trobadora Beatriz* war ein Jahrhundertentwurf, über den die Autorin offenbar selbst erschrocken war. So setzte sie sich hin und versuchte, das Buch noch einmal zu schreiben, aber das konnte nicht wirklich gutgehen. Die Morgner hat für die *Amanda* auch schon verdächtig lange gebraucht, sie setzte sich selbst einen Maßstab, der ihr nicht gut bekam. Das geht bis in die Texte hinein: Seit der *Trobadora* zitiert die Morgner oft sich selbst, variiert ihre Motive nur noch oder widerruft sie satirisch. Irmtaud Morgner war die letzten Jahre ihres Lebens sehr krank, sie litt an einer scheußlichen Sorte Krebs. Sie schrieb nun an einem dritten Teil der jetzt so genannten »Salman-Trilogie«; ich muß sagen, daß mich diese Nachricht sehr schmerzte. Nach einem Jahrhundertbuch muß man, glaube ich, ganz zurückgehen und wieder kleine Sachen machen. Man muß sein Werk wachsen lassen. Dazu hatte die Morgner vielleicht keine Geduld.

Dieser dritte Teil soll nun, fragmentarisch, aus dem Nachlaß ediert werden. Vorab ist eine kleine Geschichte erschienen, *Der Schöne und das Tier.* In ihr beantwortet Irmtraud Morgner endlich die Frage, wie sich Beatriz, die in *Amanda* zur stummen Sirene geworden war, aus ihrer Stimmlosigkeit befreit: durch einen Akt von Liebe.

Kristine von Soden (H9.): Irmtraud Morgners hexische Wallfahrt, Elefanten Press 1991, 144 Seiten, 29,80 Mark

Eine Enttäuschung dagegen der reich gestaltete Band in der Elefanten Press. Hier darf man auf das Ausführlichste nachlesen, was eine Ansammlung inkompetenter Westbutzen beiderlei Geschlechts zu plappern hat, die Ostbutzen tun es ihnen nach, und selbst Georg Fülberth redet diesmal nur Unsinn. Die Herausgeberin hat sich offenbar nicht die geringste Mühe gegeben, unbekannte Texte auszugraben - von denen ich gerne bereit bin, den nächsten und übernächsten Herausgebern ein paar durchs Telefon zu geben, wenn sie mich anrufen.

Marlies Gerhard (Hg.): Irmtraud Morgner - Texte Daten Bilder, Sammlung Luchterhand 1990, 224 Seiten, 18,80 Mark

Da ist der Band in der Sammlung Luchterhand schon ergiebiger, wenn er auch nur beweist, wie wenig Irmtraud Morgner wirklich rezipiert wurde und wird. Man ist ja fast froh, wenn Walter Jens sein dummes Geschwätz absondert, einfach weil man denkt, da wird sie wenigstens mal irgendwo erwähnt.

Aber, nicht wahr, die Zukunft ist auf der Seite der Morgner.

Karl Mickel: Lachmunds Freunde. Mitteldeutscher Verlag, Halle 1991, 312 Seiten, 39,80 Mark

Karl Mickel hat so eine Art, wenn jemand etwas ganz Dummes sagt, laut schallend loszulachen. Karl Mickel ist einer der bedeutenden deutschen Dichter, und Karl Mickel lebt. Er legt nun seinen Roman vor, der, seit langem angekündigt, das Versprechen des Autorennamens mehr als übertrifft. Mit den klassischen Mitteln, durch die Moderne hindurch und zu ihnen zurückkehrend, wird hier großer Text hergestellt, reicher, komplizierter, heiterer Text, dessen Behauptung (Wirklichkeit sei kunstfähig) von ihm selber sogleich eingelöst wird.

Den Stoff bilden der 17. Juni so selbstverständlich wie Boxkämpfe, Mozart, Kartoffelernten, das Studium', der frühen DDR sowie die intensiv gelebte Heterosexualität der drei Helden. Allein die Analyse der Namen ergäbe eine sehr amüsante Magisterarbeit.

Hier werden Errungenschaften Goethes für das Heute behauptet: was ein Buch ist, ein Text, was Literatur. Die Behauptung erzeugt einen großen deutschen Epochenroman. Übrigens gibt gerade die ungeheure Dichte des Buches einen merkwürdigen Effekt: Man kann es in der U-Bahn lesen. Man tankt, inmitten der lebensbedrohlichen Banalisierung, Text, Wasser verdunstet und gibt wunderbarerweise Schnaps.

Mal sehn, wie lange die DDR-Autoren solche Höhe noch halten können, ohne DDR.

Literatur-Konkret 1991 S. 28

Robert Kurz

Die Lügen der Leser

Rezension

Gesualdo Bufalino: Die Lügen der Nacht. Suhrkamp Verlag 1991, 204 Seiten, 32 Mark

Das Szenario läßt nichts zu wünschen übrig: die einsame Tuffsteininsel vor der Küste eines mittelmeerischen Landes; eine düstere Festung; vier antibourbonische Freiheitskämpfer durchwachen die Nacht vor ihrer Hinrichtung. Der Baron, der Soldat, der Student und der Dichter erzählen ihre Geschichte, angestachelt durch eine ebenso sonderbare wie bösartige Offerte des Gefängnisgouverneurs. Und am Morgen erweist sich: alles gelogen. Keiner ist der, für den er sich hält. Irritationen, Camouflagen, und eine überraschende Auflösung. Das ist der Stoff für eine durchwachte Nacht des Lesers ab 14.

Alles paletti also, wäre da nicht die unvermeidliche Frage der gehobenen Ansprüchler nach der message, wie sie sogleich der Klappentext suggeriert: den »ewigen Refrain von Sein und Schein« soll der Roman als philosophischer anstimmen. Wie vorher schon in Ransmayrs *Letzter Welt* und nachher bei Malerbas *Griechischem Feuer* sind schöne Historien für das Ende der Geschichte gefragt. Ein wenig Ewigmenschliches soll es sein. Viel eher aber ist dieses »Märchen« (wie der sizilianische Autor selbst es nennt) ein Stück der durchaus nicht ewigen Moderne: über die subjektive Unaufrichtigkeit des ideologischen Bewußtseins und über die doppelte Unaufrichtigkeit des bloßen Abschieds von der Ideologie. Ein Buch also, das als eines über seine Leser gelesen werden kann, die 68er nämlich und ihre Lügen über sich selbst, die sie liebend gerne in anthropologische Standardsituationen übersetzen möchten.

Elmar Altvater: Die Zukunft des Marktes. Verlag Westfälisches Dampfboot 1991, 386 Seiten, 38 Mark

Falls es noch irgendjemanden interessiert: am Fachbereich Politische Wissenschaften der FU Berlin werden weiterhin »Ideen geboren«. Gesellschaftskritik? Ist gebongt, aber im Rahmen der »okzidentalen Rationalität« sollte sie schon bleiben. Der Markt? Überlegen ist er, »ökonomisch effizient« und »transformistisch«, also bis in alle Ewigkeit reformierbar. Aber der Warenfetisch? Im Grunde ein segensreicher Tatbestand, nimmt uns doch die gute alte Verdinglichung so manche schwere Entscheidung ab und »enthemmt evolutionäre Potentiale«. Die Natur? Gerät bei alledem ein wenig unter Druck, weswegen es außer der »historischen Fundsache Markt« noch einer Prise »systemischer Intelligenz« aus obigem Fachbereich bedarf.

Und der Hauptfeind? Heißt jetzt »Fundamentalismus«, worunter von den arabischen Mordscheichs über die US-Antidarwinisten bis zum Stalinismus so allerhand verstanden werden darf. Im Zweifelsfall ist jeder »Fundamentalist«, der sich vermeintlich oder wirklich mit der Warenlogik von Grund auf nicht einverstanden erklärt. Der radikale Wertformkritiker Karl Marx? Bewahre, ein harmloser Vorläufer von Max Weber, der noch ein bißchen ökologisch geschminkt werden muß. Das war's dann. Unter uns Fundamentalisten: ein starkes Buch gegen Einschlafstörungen. Pflichtlektüre freilich für alle, die etwas über die Geisteszustände des akademischen Marxismus heute wissen wollen.

Joachim Fest: Der zerstörte Traum - Vom Ende des utopischen Zeitalters. Siedler Verlag 1991, 104 Seiten, 20 Merk

Nach dem östlichen Zusammenbruch ist leicht spotten über die »große Blochmusik« (Adorno) eines angeblichen Utopismus. Merkwürdig nur, wenn die amerikanischen Pragmatiker der »neuen Weltordnung« selber mit verschleiertem Prophetenblick daherkommen und mit verzückten Zungen reden, um ihre einfältige Botschaft zu künden: daß nämlich nunmehr das »utopische Zeitalter« zu Ende sei, aber wirklich! Thomas Münzer, Karl Marx, Adolf Hitler und Ernst Bloch auf denselben mystischen Nenner einer manichäischen »deutschen Denktradition« bringen zu wollen und in Erich Honecker endgültig verschwinden zu lassen, dieser Siegergestus des postutopischen Realitätsideologen ist vielleicht doch ein wenig zu weit ausholend.

Der so großmächtig zu Boden geschlagene Gegner hing ja schon ganz von allein in den Seilen; der Rückzug der Marxisten gerade auf die »konkrete«, die »Real«und Schrebergarten-Utopie bescheiden mitten im bürgerlichen Beton war ja selber schon der Abgesang revolutionärer Transzendenz. Schon einmal im Schwung, landet die utopiekritische Faust so am eigenen Kinn: denn daß »der Geschichtsprozeß in der Utopie an sein Ende kommen werde«, auf diesem Trip sind bekanntlich just die Betonrealisten selber mit ihrer Negativutopie vom »Ende der Geschichte« im Totalitarismus des Weltmarkts. Die Realisten sind also wie immer die gnadenlosesten Utopiker, und so wird ihnen auch locker gelingen, was den Marxisten und anderen Manichäern versagt bleiben mußte: die »universelle Katastrophe«.

Christoph Türcke: Sexus und Geist - Philosophie im Geschlechterkampf. Fischer Taschenbuchverlag 1991, 249 Seiten, 16,80 Mark

Wenn ein Philosoph, dem man seine radikale Kritik der bürgerlichen Gesellschaft ausnahmsweise noch glauben kann, ein Buch über den Geschlechterkampf schreibt, dann besteht sicher nicht die Gefahr der theoretischen Langeweile. Eine glänzend formulierte Analyse des Patriarchats, wie es in der Antike aus matriarchalen Strukturen hervorgegangen sein muß, ist aber nicht gefeit gegen eine gutbürgerliche, d.h. altmarxistische Auflösung. Die geht so: Das Patriarchat war einmal, hat sich aber durch »die vergleichgültigende Kraft der Kapitalbewegung« in der Moderne selber den Garaus gemacht nach einem letzten Aufbäumen in der Hexenverfolgung. Die »Paradoxie der Frauenbewegung« bestünde also darin, daß sie heute im bloßen »Nachholen der Gleichberechtigung« selber zum Moment der bürgerlichen »Vergleichgültigung« wird, während doch die gemeinsame Befreiung beider Geschlechter aus dem kapitalistischen Versachlichungszwang anstünde.

Gut gebrüllt. Wie aber, wenn die Hexenverfolgung am Vorabend der Moderne gar nicht das letzte Röcheln des Patriarchats war, sondern der Auftakt zu seiner eigentlichen Welteroberung? Und wenn die in der griechischen Antike geborene *sozialhistorische* (nicht naturtrübe) Männlichkeit ihrem erst heute enthüllten Wesen nach gerade subjektlos und sich selbst versachlichend ist? Dann wäre es vielleicht keineswegs bloß eine »fixe Idee«, den Destruktionsbetrieb der Moderne auf »Männlichkeit und Rationalität« zurückzuführen. Der »gemeinsame Kampf« von Frauen und Männern gegen die »Vergleichgültigung« müßte sich somit gegen diese dinglich verselbständigte Männlichkeit richten, wie sie als totaler Geldfetisch zum Weltverhältnis geworden ist, und damit leider genau gegen den Kern jener »Rationalität«, von der aus auch unser Philosoph noch »aufklärerisch« argumentiert.

Literatur-Konkret 1991 S. 29

Diedrich Diederichsen

Rassenkrieg im postmodernen Amerika

Rezension

Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein: Rasse Klasse Nation - Ambivalente Identitäten. Argument Verlag 1991, ca. 250 Seiten, 28 Mark

Der letzte prominente marxistische Philosoph Frankreichs und Althusser-Mitarbeiter Balibar und der nordamerikanische Soziologie und Erfinder eines in drei Bänden dargelegten »Modern World System« Wallerstein haben 88 für das französische Publikum ihren transatlantischen Dialog zu einer marxistischen Neubewertung des Rassismus aus einer Reihe schon veröffentlichter Essays zu einem vielbeachteten Reader zusammengestellt. Rassismus stehe nicht im Widerspruch zum Universalismus des Kapitals, er sei mitnichten im Rückzug und ein Symptom von Verspätung und Unterentwicklung - mit dieser Ansicht hätten auch die Marxisten nur die liberale Wirtschaftstheorie beerbt - sondern auf dem Vormarsch. Neben einem Reichtum an Fragestellungen, die in Ballbars Neubewertung gesellschaftlicher Antagonismen - »Mit Marx über Marx hinaus« zum »Kampf ohne Klassen«, der dennoch die marxistische »Problemstellung« gewahrt sehen will - gipfelt, gefällt die Form des Dialoges, die die Unterschiedlichkeit zwischen Wallersteins Systematisierungstrieb und Balibars weder ein Derrida-Zitat noch die Terminologie der Systemtheorie von der Bettkante stoßende Abenteuerlust als Problem internationaler Kommunikation selbst zwischen zwei befreundeten linken Akademikern klar macht. Das Problem des (vermeintlichen?) »Rassismus« von Rassismus-Opfern kommt mir noch etwas zu kurz, der Wunsch, daß diese Autoren eine Auseinandersetzung mit Foucaults Rassismus-Theorie (in Vom Licht des Krieges, Merve) führen, ist wohl ohnehin geschmäcklerisch und utopisch: in deutscher Sprache ist diese Sammlung so konkurrenzlos wie zukunftsweisend.

Robert Miles: Rassismus - Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Argument Verlag 1990, 240 Seiten, 24 Mark

Robert Miles sichtet hingegen mit viel akademischem Fleiß geschichtliche und zeitgenössische Definitionen von »Rasse«, »Rassismus« und auch »schwarz« - ist es sinnvoll mit »schwarz« eine universelle Lage nichtweißer Menschen zu beschreiben? Können Nichtweiße selber Rassisten sein? Materialreich und an der der Geschichte des Commonwealth-Kolonialismus bis in die britische Gegenwart orientiert, geht es Miles, der in Glasgow eine Forschungsgruppe »Migration und Rassismus« leitet, in erster Linie um diese definitorischen Probleme: Ist Rassismus ein kontextabhängiges Komplement von jeweiliger Ideologie, das schließlich in dieser aufgeht, oder eine allgemeine, isolierbare Struktur wie Kapitalismus. ja, Beibehaltung des Begriffs ist sinnvoll, universalisierte Rückschlüsse aus einzelnen Rassismen eine große Gefahr.

Joan Didion: Überfall im Central Park. Carl Hanser Verlag 1991, 82 Seiten, 16,80 Mark

Die Praxis zur Theorie: wie in der unregierbar gewordenen, von einer korrupten Bürokratie und organisiertem Verbrechen kontrollierten Stadt New York, in der rassistische Legenden, Stereotypen und bei deren Opfern Verschwörungstheorien die Bewußtseinsbildung unter Verhältnissen regeln, die nicht mal mehr kapitalistisch seien, schildert Joan Didion anhand der mythisierten Verbrechen, die die New Yorker Medien der letzten Jahre beherrscht haben: der Vergewaltigung einer weißen, erfolgreichen Joggerin aus guter Familie durch einen schwarzen Mob im Central Park, der Ermordung eines schwarzen jugendlichen durch einen italienischen Mob im italo-amerikanischen Suburb Bensonhurst und an einigen weniger bekannten Fällen. Didions Reportage, die im Januar dieses Jahres in einer einzigen Nummer der »New York Review Of Books« erschien, liefert die Fakten, die eine Einschätzung von Rassismus in den USA vor dem Hintergrund einer Begrifflichkeit, die in der Analyse eines Kapitalismus entwickelt worden ist, den es so nicht mehr gibt, unterlaufen. Drei italienische Familien kontrollieren den Lebensmittelhandel, ganze Industriesektoren produzieren in Billiglohnländern und die bislang immer für jede Branche nachgewachsene neue Branche handelt mit Crack. Die Opfer dieser dramatischen Medellinisierung amerikanischer Großstädte sind »people of color« - bei, den von den New Yorkern pervers genossenen, immer wieder durch die Medien gehenden ständig steigenden Mordraten wird verschwiegen, daß in dem Zeitraum, wo das »Verbrechen explodierte« die Zahl weißer Mordopfer sich um 50 Prozent verringerte. Obwohl von einer distanziert journalistischen Perspektive aus schreibend, macht Didion klar, daß es ein Wunder ist, seinen klaren Kopf zu bewahren, absolut naheliegend hingegen, tatsächlich an eine »Verschwörung zur Vernichtung des schwarzen Mannes« zu glauben.

Timothy Maliqalim Simone: About Face - Race In Postmodern America. Autonomedia, New York

Dem rein (marxistisch) akademischen wie dem journalistischen Blick dennoch überlegen ist das Buch eines Mannes, der diese Perspektiven versucht zu integrieren in einen Bericht, den seine persönliche Situation als weißer Moslem, der mit einer Black-Muslim (die bekanntlich die radikalste anti-weiße Haltung haben) Frau verheiratet ist, mitten in den Dschungel der rassistischen und ethnizistischen Zuschreibungen und Kämpfe der USA situiert. Als Moslem gerade von jenen schwarzen Moslems akzeptiert, die Weiße am rigorosesten ausschließen wollen, als Weißer von anderen Schwarzen zurückgewiesen, als Lehrer an einem schwarzen College im Zentrum der Zerstörung junger Schwarzer, versucht T.M., Simone mit Hilfe einer auf Ideen aus den verschiedensten Elementen (Bourdieus Soziologie, Afrocentricity, Foucault, Delauze, Fanon, aber auch Farrakhan) aufgebauten grundsätzlichen Kritik an der westlichen Perspektive eine Begründung für die Anerkennung der Idee einer »Black Nation« zu gewinnen. Ohne Flirts mit afrozentrischer Mystik, besteht er auf der Notwendigkeit dieser Idee, not to imply the existence of a coherent cultural view, an assemblage of political interests, a distinct psychology, or a mode of polity based on race., sondern to make broad reference to the interlinkage of the political fates of black people, an acknowledgement of worldwide racism.w Und argumentiert überzeugend gegen den klassischen Einwand, daß eine solche »Nation« nur ein sekundärer Rassismus, Reaktion auf den primären westlichen, kolonialistischen, kapitalistischen oder postmodernen Rassismus sei. Simone zeigt, daß Antirassismus keine Frage guten Willens und korrekter Umgangsformen ist, sondern eine harte Arbeit, der sich ohne Not eh kein Mensch stellt.

Literatur-Konkret 1991 S. 30

Kurt Hübner

Geschichte, Erinnerungen & Reflektionen

Politische Katastrophen erfordern Sündenböcke, die die Verantwortung für das Geschehene übernehmen müssen. Diese Erfahrungsregel der Geschichte bestätigt sich auch im Falle der westlich gewendeten DDR, wo munter zur Jagd auf die Stasi-Krake geblasen wird und die Greise der ehemaligen Politavantgarde dem langen Arm der bürgerlichen Justiz überantwortet werden sollen. Nicht wenige der ostdeutschen Menschen wünschen sich kurze Prozesse mit klarem Urteil, um sich so stellvertretend von möglicher eigener Verantwortung freigesprochen fühlen -zu können. Gelänge es jetzt noch, Erich Honecker aus seinem Moskauer Exil »rückzuführen« und vor ein bundesdeutsches Gericht zu zerren, wäre, so ist zu befürchten, für viele die Vergangenheitsbewältigung abgeschlossen.

Hans Mayer: Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine Deutsche Demokratische Republik. Suhrkamp 1991, 272 Seiten, 32 Mark

István Bibó: Die deutsche Hysterie - Ursachen und Geschichte. Insel Verlag 1991, 197 Seiten, 28 Mark

Knappe zwei Jahre nach dem mit der Öffnung der Mauer ins Werk gesetzten Zusammenbruch sind die vierzig Jahre Realsozialismus offenbar weniger Anlaß zu reflektierender Erinnerung denn zu ruppiger Distanzierung. In einer solchen sozialpsychologischen Konstellation bedarf es schon einer Persönlichkeit wie der des Literaturwissenschaftlers Hans Mayer, wenn die Anfänge einer »antifaschistisch-demokratischen Ordnung« mit dem Namen Deutsche Demokratische Republik mit Sätzen erinnert wird wie: »Im November 1948 aber war alles noch Anfang, Hoffnung, Aufatmen.« Seine Erinnerungen an Begegnungen mit den Größen von Politik, Kultur und den Apparatschiks sind feinziseliert, gehen den Widersprüchen und manchmal auch tragischen Verstrickungen der Akteure nach, wobei Mayer sich nicht scheut, einen höchst umstrittenen Dichter wie Johannes R. Becher - auf dessen Gedicht »Turm von Babel« der Mayersche Buchtitel zurückgeht - in seiner Funktion als ehemaliger Kulturminister der DDR als »Glücksfall« zu bezeichnen. Erinnerungsarbeit solcher Art täte aber nicht nur den »neuen Bundesdeutschen« gut. Kritische Reflektion geschichtlicher Ereignisse stünden dem größer, aber auch instabiler gewordenen Deutschland insgesamt gut zu Gesicht. Da kommt es gerade zur rechten Zeit, daß die Lektoren des jetzt in Frankfurt am Main und in Leipzig ansässigen Insel-Verlages ein Essay des ehemaligen Staatsministers im Imre Nagy-Kabinett István Bibó, ausgegraben haben, das dieser bereits im Jahr 1942, also noch inmitten des Zweiten Weltkrieges, geschrieben hat und das erstmals vierzig Jahre später in ungarischer Sprache veröffentlicht wurde. Erstaunlich an diesem Text ist nicht allein, daß Bibó bereits zum Zeitpunkt des Schreibens wie selbstverständlich von der Niederlage des »Hitlerismus« ausgegangen ist. Noch erstaunlicher ist, daß Bibó gleichsam als Extrakt seiner historischen Begründung für die Entstehung des Nationalsozialismus und dessen kriegerischer Expansion weitsichtig formulierte, daß eine friedliche und stabile Entwicklung Europas nur dann gelingen könne, wenn das jahrhundertealte Problem des deutschen Nationalstaats im Zuge der kommenden Friedensverhandlungen gelöst würde. Dazu ist es aus bekannten Gründen nie gekommen.

Klaus Voy, Werner Polster, Clous Thomasberger: Marktwirtschaft und Politische Regulierung und: Gesellschaftliche Transformationsprozesse und materielle Lebensweise. 2 Bände, Metropolis 1991, 393 bzw. 394 Seiten, je 36,80 Mark

Geopolitisch betrachtet waren so wohl die Bundesrepublik als auch die DDR Sackgassen und Scheinlösungen, staatlich überformte Vorposten eines weltweiten Systemgegensatzes, der mit allen Mitteln ausgetragen wurde. Als Sieger aus diesem Blockgegensatz hervorgegangen sind die marktwirtschaftlich-kapitalistischen Demokratien - nicht zuletzt dank ihrer überlegenen ökonomischen Effizienz. Gerechnet in Produktivität, Lohnniveau und technologischem *know-how* eröffnet der Vergleich zwischen der Ex-DDR und der alten Bundesrepublik einen Einblick, was vierzig Jahre kapitalistische Entwicklung an ökonomischem Vorsprung haben bewirken können. Nachgelesen werden kann die bundesdeutsche *successstory* zwischen 1949 und 1989 in einem zweibändigen Sammelwerk einer Berliner Autorengruppe um Klaus Voy, Werner Polster und Claus Thomasberger, deren - manchmal schwerfällige - Aufsätze genügend Material über die Entwicklung der bundesdeutschen Spielart einer fordistischen Produktions- und Konsumweise versammeln. Erzählt wird zwar wenig Neues, doch vermittelt die Zusammenschau der weitgefächerten Beiträge ein doch recht anschauliches Bild des Wandels vom deutschen Machtstaat zu einem »liberalen Handelsstaat«, dessen Voraussetzungen und Folgen.

Michael Heinrich: Die Wissenschaft vom Wort. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. VSA-Verlag 1991, 271 Seiten, 38 Mark

Mit dem Zusammenbruch des osteuropäischen Realsozialismus ist - entgegen weitverbreiteter Ideologeme - die Geschichte zwar nicht an ihr Ende gelangt, doch dürfte unstrittig sein, daß nichts mehr ist wie es war. Die Entwicklung neuer Projekte und politischer Vorstellungen oppositioneller Kräfte bedarf deshalb auch eines theoretischen Kraftaktes, der vermeintliche Wahrheiten in Frage stellt und sich nicht scheut, Neues zu denken ohne alles Alte zu vergessen. Entgegen der Stimmung des Zeitgeistes sollte die Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie, die aus guten Gründen ihr Interpretationsmonopol längst verloren hat, nicht zu den Theorien gehören, die auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen werden. Daß eine innovative Neulektüre des Marxschen *Kapital*, die die theoretischen Ambivalenzen nüchtern seziert und alte Zöpfe entschlossen abschneidet, auch heute noch Erkenntnisse vermitteln kann, zeigt der Berliner Politologe Michael Heinrich. Gleichsam als Kuppelprodukt einer Untersuchung der werttheoretischen Fundamente des Marxschen Werks wird gezeigt, daß die von Marx in der Kritik des Gothaer Programms avisierte Abschaffung der Warenproduktion im Sozialismus den Kriterien einer konsistenten Werttheorie nicht genügen kann. Kurz, auf (Kredit-)Geld und Markt als vermittelnde Medien kann auch in einer nach-kapitalistischen Gesellschaft, die sich durch komplexe Differenzierung auszeichnet, nicht verzichtet werden. Neues Licht ist nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die Zukunft zu werfen.

Literatur-Konkret 1991 S. 32

Ernst Köhler

Besuch in Deutschland

Rezension

Kay Boyle: Der Rauchende Berg. Geschichten aus Nachkriegsdeutschland. Vorlag Neue Kritik 1991, 254 Seiten, 38 Mark

Die Geschichte ist unerträglich erbaulich. Das einzig Erträgliche daran ist die unerträglich autoritäre Verkäuferin, die dem amerikanischen Soldaten sein Mitleid für den kleinen deutschen jungen im Regen ausreden will. Sie schafft es nicht. Die Hoffnung des Lesers, daß sie es vielleicht doch schaffen könnte, zerschlägt sich an der einfachen Menschlichkeit des Soldaten. Obwohl vorher, wie dann herauskommt, schon das Schwesterchen des kleinen Jungen im Regen stand. Es sind arme Leute, aber sie haben ihre Methoden. Es nützt nichts: die häßliche Deutsche verliert, das Gute gewinnt, der Kleine kriegt seine Stiefelchen, und der Amerikaner ist ein Schwarzer. Was alles noch viel schöner macht, denn es ist jetzt schließlich auch noch der Triumph des rassisch Diskriminierten über seine Verbitterung.

In anderen ihrer halbfiktionalen Kurzgeschichten bleibt die Autorin freilich hart am Rande des Kitsches stehen. Da bricht auf einmal in die abgeschottete, heile Welt amerikanischer Soldatenfamilien und -kinder ein harter, kalter junge aus Trümmerdeutschland. Er will nicht Freundschaft, er will nicht Geborgenheit, er will die Armbanduhr. Die Irritation dieses Milieus ist an sich nicht schlecht dargestellt, aber der dunkle Fremde bleibt doch arg dunkel. Da halte ich mich lieber an Pier Paolo Pasolini und seine jugendlichen Halunken. Oder dieser Ecce-homo-Typ, der da auch wieder irgendwo einbricht - diesmal in die Dienstwohnung eines amerikanischen Offiziers, um sich etwas zum Essen zu holen. Das ist in Ordnung, das findet auch der Offizier. Das Schwein ist der schon wieder feiste und schon wieder dreiste deutsche Hausbesitzer im Hintergrund. Alles o.k., nur nicht die Details: Man versteht nicht so recht, warum der Einbrecher aus Hunger nicht direkt in die Speisekammer geht, sondern stattdessen vorher die ganze Wohnung durchwühlt. Ich fürchte, das tut er nur, um dem amerikanischen Offizier, seiner amerikanischen Ehefrau und nicht zuletzt dem amerikanischen Leser zu demonstrieren, daß es nicht diese ausgebreiteten Wertgegenstände sind, die er will, sondern Brot. Es stört einen auch, daß der Mann ungeachtet seiner Hinfälligkeit den ganzen Garten umgräbt im Laufe der Geschichte. Die Autorin hätte sich schon entscheiden müssen, ob sie sich nun von den Fotos der gerade befreiten KZ-Insassen inspirieren lassen wollte oder besser nicht.

Man kriegt einen gelinden Schreck, wenn man im Nachwort von der Absicht des Verlags liest, jetzt schrittweise das gesamte Werk der Autorin aus dem Amerikanischen übersetzen zu lassen und herauszubringen (»vierzehn Romane, acht Sammlungen von Kurzgeschichten, sieben Gedichtbände, drei Essaybände und vier Kinderbücher«, wie es im Klappentext heißt). Vielleicht sollte man es bei den Essays belassen. Der den Band eröffnende Text - halb Essay, halb Reportage - über den Prozeß gegen den Frankfurter Gestapo-Beamten Heinrich Baab im Jahre 1950 ist jedenfalls ein Meisterstück. Und er löst noch am ehesten den Anspruch ein, den die Verfasserin an sich stellt: »Zu Beginn des Jahres 1947 kam ich zurück, weil ich mir die *Displaced-Persons*-Lager in der Amerikanischen Zone ansehen wollte, und in diesem Jahr habe ich mich mit vielen Deutschen unterhalten, von Straßenkehrern bis hin zu Universitätsprofessoren, dem Restbestand eines Polizeistaates; und während ich den Geschichten ihrer individuellen, wenn auch widerwilligen Anerkennung dieses Staates zuhörte, mußte ich an die der französischen und spanischen Anerkennung individueller Verpflichtung der Freiheit gegenüber denken. Und dann kam ich 1948 hierher, um hier zu leben, und machte mir damit eine gewissenhafte und fast vollkommen lieblose Suche nach einem anderen Gesicht Deutschlands zur Aufgabe.« Das ist der Ton, den Hannah Arendt in ihrem bekannten »Besuch in Deutschland« anschlägt und den man auch in den Deutschland-Reportagen von amerikanischen Journalistinnen wie Martha Gellhorn oder Janet Flanner findet. (H.M. Enzensberger, *Europa in Trümmern,* Frankfurt a.M. 1990*.)* Die Passage über ein Gespräch mit der Ex-Fliegerin Hanna Reitsch - wie nebenher entworfen - ist eine schöne, böse Studie über Erbarmungslosigkeit: »... Sie hatte mit einem der Düsenjäger einen schlimmen Unfall gehabt, und ihr gepflegtes Gesicht zeigte an den Stellen Narben, wo die Haut gekonnt operiert worden war. Sie sprach schnell und erzählte zügig und anmutig von den Träumen, wie menschliches Leben zu retten war, die sie den ganzen Krieg hindurch geträumt hatte. 'Es waren die jungen Menschen, die mir am Herzen lagen', sagte sie. 'Ich lag nachts wach und sagte mir voller Verzweiflung: Hanna, Hanna, du mußt den Weg finden! Sie dürfen nicht sterben! Ich glaubte, ich hätte als Frau versagt, und, vor allem, ich hätte als Fliegerin versagt, wenn ich nicht den Weg finden würde, wie unsere Flugzeuge die Kabel der Londoner Sperrballons durchbrechen könnten. jede Nacht starben unsere jungen Piloten .... Sie wollte unbedingt über diese Dinge sprechen, und sie hörte voller Interesse den Dingen zu, die man erwiderte, aber über das Schicksal der deutschen Juden wollte sie weder sprechen noch etwas davon hören**.** Sie nahm einen kleinen Schluck Wein und sagte: 'Verstehen Sie, ich war Fliegerin, eine Frau der Lüfte, ich kannte mich nur in den Lüften aus. Ich war noch nicht einmal Mitglied der Partei, weil ich kaum eine Ahnung hatte, worum es bei der ganzen Sache eigentlich ging. Wenn man den Lüften gehört, weiß man einfach nicht, was sich auf der Erde abspielt. Woher soll man das wissen?' Während sie redete, legte sich mir ab und zu ihre kleine Hand auf den Arm, und sie redete von Liebe, von jener gewaltigen Liebe, die vor allem Frauen bis zum Überfließen für die gesamte Menschheit haben müssen ... «

Kay Boyle hat vermutlich mehr mit ihrem Mitleid zu kämpfen gehabt als ihre Kolleginnen, aber sie zeigt die gleiche Unbestechlichkeit. Die Menschen sind hier in bester amerikanischer Tradition als Personen, als Subjekte gesehen. Sie tragen die volle Verantwortung für ihren moralischen Zustand. Jeder ist für seine Konfusion, seine Sentimentalität, seine Grausamkeit selbst verantwortlich. »Und wenn ich jemand vor den Trümmern seines Hauses sitzen sehe, frage ich immer noch ungerührt danach, was er denkt und was er zu sagen hat.«

Aber es fehlt die Hoffnungslosigkeit, die jene anderen Texte über die Deutschen der unmittelbaren Nachkriegszeit kennzeichnet. Kay Boyle ist bereit, auch armselige Ansätze von Besinnung und Verantwortungsbewußtsein zu registrieren und zu würdigen - Spuren eben jenes »anderen Gesichts Deutschlands«: » ... Aber die Tatsache, daß Namen und Adressen der Zeugen vorgetragen und anschließend von der lokalen Presse veröffentlicht wurden, wirkte sich auf die Menschen der Stadt aus. Nicht nur aus einer Quelle, sondern aus vielen - aus den Mündern von Verkäufern, die einen hinter der Theke bedienten, von Taxifahrern, von Postboten oder von dem Mann oder der Frau, die zufällig neben einem auf der Parkbank saßen - kam das unglaubliche Eingeständnis, daß jetzt zum ersten Mal, wo Namen und Adressen geliefert worden waren, Statistiken aufhörten, Statistiken zu sein, sondern in Fleisch und Blut übersetzt worden waren ... «

Literatur-Konkret 1991 S. 34

Ingrid Strobl

Displaced Persons

Rezension

Ngugi wa Thiong'o: Matigari. Peter Hammer Verlag 1991, 190 Seiten, 28 Mark

1969 benannte der kenianische Schriftsteller Ngugi wa Thiong'o in einer Rede vor der UNESCO das Problem des »kolonisierten Intellektuellen« (Frantz Fanon): Er übernimmt mit der Sprache der Kolonisatoren auch ihre Denkweise und ihre Verachtung für das Volk. 20 Jahre später zog er die Konsequenz: Ngugi wa Thiong'o, einer der größten zeitgenössischen Schriftsteller *(Verbrannte Blüten),* schreibt seit 1983 nur noch Gikuyu und Swahili.

Mit dem Wechsel vom Englischen in die Landessprache veränderte sich auch sein Stil. *Matigari,* sein neuester Roman, erzählt die Geschichte des Befreiungskämpfers, der aus den Wäldern zurückkehrt, um die neue Gesellschaft mitaufzubauen und nichts als Repression und Ausbeutung vorfindet, in einem scheinbar urtümlichen, »mündlichen« Stil, der gerade seine Einfachheit einem differenzierten künstlerischen Konzept verdankt. Der Reichtum an Bildern und refrainartigen Wiederholungen zitiert die traditionelle afrikanische Dichtung nicht nur, sondern dient auch einem ähnlichen Zweck. Der Text muß (nach)erzählbar sein, im modernen Sinne: er muß sich zum Vorlesen eignen - eine Absicht des Autors, die von seinem Publikum begriffen und genutzt wurde.

Romane von der literarischen Intensität und revolutionären Intention, die Ngugi wa Thoing'os *Verbrannte Blüten* und *Matigari* auszeichnen, können im heutigen Europa wohl nicht geschrieben werden. Während in der »Wiege der Zivilisation« nur noch selten wirklich nennenswerte Literatur produziert wird, beschreiten afrikanische Autorinnen und Autoren neue Wege und verweisen das larmoyante Gejammer der herrschenden Kultur auf ihren Platz. Es liest sie hier nur niemand.

Kay Boyle: Der rauchende Berg. Geschichten aus Nachkriegsdeutschland. Verlag Neue Kritik 1991, 254 Seiten, 38 Mark

Deutschland Ende der 40er Jahre: Ein tschechischer junge, dessen gesamte Familie von den Deutschen ermordet wurde, zieht mit der US-Armee durch die Lande, bis er in einem Kinderheim für *displaced persons* landet; eine alte jüdische Dame kehrt aus dem Exil zurück und fürchtet sich »vor dem, was die Lebenden jetzt zu sagen haben«; Heinrich Baab, der »Kopf« des Frankfurter Judenreferates, wird - eine Sensation - von der Schwurgerichtskammer Frankfurt schuldig gesprochen. Drei Geschichten aus dem Buch *Der rauchende Berg,* das 1951 erstmals erschien und nun in deutscher Übersetzung vorliegt. Die Schriftstellerin Kay Boyle erzählt darin, was sie als Frau eines amerikanischen Besatzungsbeamten in Deutschland gesehen, gehört und selbst erlebt hat. Ihre Reportagen über den Alltag in der amerikanischen Besatzungszone sind keine große Literatur, aber lebendige und oft erstaunliche Skizzen einer Realität, die längst hinter den verlogenen Schlagwörtern von der »Stunde Null« und der »Entnazifizierung« verschwunden ist. Mit einem genauen Blick auf das Kleine, Unsichtbare, Unbeachtete zeichnet Kay Boyle ein bislang fast unbekanntes und vermutlich treffendes Bild des besiegten Deutschland und seiner Befreier, welche von kaum einem Deutschen als solche empfunden oder begriffen wurden.

Primo Levi: Die Untergegangenen und die Geretteten. Carl Hanser Verlag 1990, 212 Seiten, 34 Mark

Es gibt viele Spekulationen darüber, warum Primo Levi sich das Leben nahm, beziehungsweise darüber, warum er das »erst« 1987 tat. Er ist nicht der einzige Überlebende von Auschwitz, der lange nach seiner Befreiung Selbstmord beging, und darüber wundern kann sich nur, wer sich noch nie mit den Lagern und dem so paradoxen wie entsetzlichen Scham- und Schuldsyndrom der Überlebenden beschäftigt hat. Dennoch ist dieses Phänomen nicht einfach zu verstehen und die Erklärungen dafür sind so vielfältig und kompliziert wie die »Grauzonen«, die sie beleuchten müssen.

Die Untergegangenen und die Geretteten, eine Sammlung von späten Essays, ist eine Sammlung von Primo Levis (in einem sehr wörtlichen Sinne) abschließenden Antworten auf die Fragen »Warum haben wir uns nicht gewehrt«, »Warum fühlen wir uns schuldig«, »Warum werden Menschen zu Tieren« und »Was ist 'sinnvolle' (in der Logik der Mörder) und was sinnlose Gewalt«. Primo Levis Antworten weisen die Anmaßung und Leichtfertigkeit dieser Fragen zurück und erforschen den Mikrokosmos der Konzentrationslager mit der Genauigkeit dessen, der vom Menschen zum Tier gemacht

worden war, seine Menschenwürde wiedererlangt und, die Gnade der Verdrängung zurückweisend, den Transformationsprozeß in seiner ganzen Grausamkeit und Komplexität verstanden hat.

Es gibt Bücher, die man nicht rezensieren kann. Eine Kritik dieses Buches ist Außenstehenden ebenso unmöglich wie eine Würdigung. Beides, kritisieren und würdigen, können diese Analysen der Hölle nur die, die selbst in der Hölle waren. Uns anderen bleiben die - wiederholte - Lektüre und der permanente Versuch, zu begreifen und daraus zu lernen.

Literatur-Konkret 1991 S. 35

Oliver Tolmein

Heterogen und beliebig

Rezension

Barbara Wilson: Der Porno-Kongreß. Argument Verlag 1991, 242 Seiten, 13 Mark

Eine feministische Porno-Gegnerin, die ermordet wird, sadomasochistische Lesben, die kurz zuvor einen heftigen Streit mit ihr ausgefochten haben, und die zwischen den Lagern changierende Laien-Detektivin Hadley, die mit der Polizei über Kreuz ermittelt - die Voraussetzungen für einen voyeuristischen Szenestreifzug sind vorhanden. Barbara Wilson benutzt die feministische Sexualitätsdiskussion in den USA und das Milieu, in dem sie geführt wird, aber nicht als pittoresken Hintergrund für ihre Geschichte. Mit Der *Porno-Kongreß* greift sie im Gegenteil selber in die Debatte ein - allerdings ohne daß die Geschichte zum Pamphlet gerät. Die Recherchen, die Hadley in Sexläden der Subkultur, an den Arbeitsplätzen von Peep-Show-Tänzerinnen, aber eben auch in den bisweilen ziemlich biederen Wohn-Alltag der Streiterinnen für und gegen Pornographie führen, klären im doppelten Sinn des Wortes auf. Von der didaktischen Steifheit und dem über weite Strecken nichtssagenden Kauderwelsch, die das Nachwort von Frigga Haug auszeichnen - feministische Kriminalprojekte als kulturelles Befreiungsprojekt... Wenn Frauen sich überwiegend auf Frauen beziehen, werden alternative Kulturen als lebbar erfahren« - ist Barbara Wilsons Erzählstil weit entfernt: Sie formuliert keinen Anspruch, ihr ist es gelungen, einen spannenden Krimi zu schreiben, der gleichzeitig eine feministische Studie über das Verhältnis von Sexualität und Macht ist.

Metropolen(Gedanken) & Revolution? Texte zur Patriarchats-, Rassismus-, Internationalismusdiskussion. Edition ID-Archiv 1991, 160 Seiten, 14 Mark

Das ID-Archiv betätigt sich zunehmend nicht mehr »nur« als Sammel-, sondern auch als Verbreitungsstelle für linksradikale Literatur. Die im Frühjahr im archiveigenen Verlag erschienen »Texte zur Patriarchats-, Rassismus-, Internationalismusdiskussion« liefern denn auch einen charakteristischen Querschnitt durch die autonome und antiimperialistische Diskussion: Die Texte sind so heterogen und so beliebig zusammengestellt, wie die Debatte in der Linken zur Zeit geführt wird: Ingrid Strobl reflektiert in ihrem Beitrag über die »Fröste der Freiheit«, am Beispiel der Reproduktions-Diskussion, wie die Normierung dem Menschen zur zweiten Natur geworden ist. Breiten Raum nimmt die Diskussion eines ebenfalls abgedruckten Textes der »Revolutionären Zellen« ein: »Was ist das Patriarchat?« - das ist deswegen etwas mißlich, weil der RZ-Text durch seine Abstraktheit zu wenig neuen Erkenntnissen führt. Praxisnäher und für die aktuelle Diskussion zweifelsohne wichtiger sind die Beiträge des Flüchtlingsbüros Paderborn, das die »Nichtbeteiligung der deutschen Linken an den Widerstandsaktionen der Roma in Weil am Rhein« angreift, und der autonomen L.U.P.U.S.-Gruppe Rhein Main, die sich selbstkritisch mit autonomem Antifaschismus auseinandersetzen und vehement gegen die These, es gebe ein »4. Reich« zu Felde ziehen - unter anderem, weil es längst einen »staatlich regulierten Antifaschismus« gebe.

Doris Jansehn (Hg.): Sexuelle Gewalt - Die allgegenwärtige Menschenrechtsverletzung. Zweitausendeins Verlag 1991, 550 Seiten, 20 Mark

Sexuelle Gewalt ist in den letzten Monaten zum »Thema« avanciert - wie wenig das an den Verhältnissen hierzulande und speziell in der Szene ändert, läßt sich bei passender Gelegenheit immer wieder an der Debatte »Verteidigung von Vergewaltigern« ablesen. Daß Mißbrauch, Nötigung und Vergewaltigung Menschenrechtsverletzungen sind und keine Einzeltaten, sondern Manifestationen struktureller Gewalt gegen Frauen (und Kinder), hat sich, so sehr das individuelle Schicksal bedauert wird, längst nicht als Erkenntnis durchgesetzt, geschweige denn, daß daraus Konsequenzen gezogen würden (beispielsweise die, Vergewaltiger nicht zu verteidigen). Der von Doris Jansehn herausgegebene Band *Sexuelle Gewalt - die allgegenwärtige Menschenrechtsverletzung* geht das Thema umfassend an: Versammelt werden Informationen und Erfahrungsberichte über sexuellen Mißbrauch und seine Folgen, über die besondere Situation vergewaltigter behinderter Frauen, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz und die Situation im Strafprozeß. Umfangreich werden auch »Erfahrungen mit Tätern« referiert, wobei hier die verständnisvoll-sozialdemokratische Haltung, die Gewalt als »Zeichen von Schwäche und Verzweiflung« deutet, bei weitem überwiegt, und die Erfahrungen von Frauen, die ein Projekt »Gruppenarbeit mit Vergewaltigern im Strafvollzug« nach seinem Scheitern beendet haben, nicht aufgegriffen werden. Gerade über die Männer-, also die Täterfrage, das macht der Band deutlich, bleibt viel zu diskutieren - dafür liefert er aber

auch reichlich Stoff.

Raymond Federman: betrifft: Sarahs Cousin. Suhrkamp Verlag 1991, 174 Seiten, 32 Mark

Die Geschichten des französischen Juden Raymond Federman, der in den USA lebt, sind die Geschichten eines Geretteten: Federman, dessen Familie von den Nazis ermordet wurde, ist der Deportation selber durch einen Zufall entronnen. Wie sich nach Auschwitz überleben läßt und wie davon erzählt werden kann, ist das zentrale Thema aller seiner Bücher, die mittlerweile in der vorzüglichen Übersetzung Peter Torbergs auf Deutsch vorliegen. In *betrifft. Sarahs Cousin* geht es um den Besuch des seit Jahrzehnten in den USA lebenden Cousins bei der nach dem Zweiten Weltkrieg nach Israel emigrierten Sarah. Federman erzählt aber nicht die realistische Geschichte, er vermittelt sie in Form des Briefwechsels eines Schriftstellers mit einem Kollegen. Die vielfach ineinander verschachtelten Ebenen - die Reise nach Israel, die Erinnerung an den Zugriff der SS in Frankreich, die Geschichte der in Israel lebenden Sarah - und der leichte, ironische Tonfall sind charakteristisch für Federmans Arbeit: Indem er schreibt, versucht er sich der Realität zu versichern, einer Realität, die durch Auschwitz jeden Maßstab und jede Gewißheit verloren hat. Am Schluß der Geschichte, die kein Ende hat, resümiert der Cousin: »ja, aber aus dieser Wunde haben wir beide unser Leben geformt. Und dann fügt er hinzu, die Welt, in der wir leben, bietet uns bestenfalls eine verstümmelte Scheinexistenz, man erwartet von uns, daß wir entweder die Augen verschließen oder Kompromisse eingehen ... «

Literatur-Konkret 1991 S. 36

Joachim Bruhn

Kein Grund zur FDGO

Rezension

Ulrich Enderwitz: Antisemitismus und Volksstaat. Zur Pathologie kapitalistischer Krisenbewältigung. Ca ira Verlag 1991, 160 Seiten, 18 Mark

Noch die avanciertesten marxistischen Faschismustheorien ignorierten den Antisemitismus als das Thema probandum der Erklärung des Nationalsozialismus: weder bei Ernst Bloch oder Alfred Sohn-Rethel, weder bei August Thalheimer noch gar bei Georgi Dimitroff findet sich irgendein Hinweis, der über die klassisch sozialdemokratische Position hinausginge. Bebel herrscht allerorten; der Antisemitismus gilt als ohnmächtiger Reflex proletarisierter Mittelklassen oder gar, schlimmstenfalls, als politisierungsfähiger »Sozialismus der dummen Kerle«. Und noch die fortgeschrittensten Theorien aus dem Umkreis der Kritischen Theorie teilen mit dem proletarischen Dogma die, wenn auch ökonomiekritische, Fixierung auf Gesellschaft: weder bei Theodor W. Adorno noch bei Detlev Claussen gerät der »geschäftsführende Ausschuß« der kapitalistischen Klasse, der Staat, ins Blickfeld. Hier setzt Ulrich Enderwitz' Essay *Antisemitismus und Volksstaat. Zur Pathologie kapitalistischer Krisenbewältigung* an. Denn ist es nicht gerade dieser Staat, der, im Zuge seiner Entwicklung vom liberalen Nachtwächterstaat über den starken Staat und seiner weiteren Mutation vom Volksstaat zum Volksgemeinschaftsstaat genötigt wird, den Antisemitismus zum kardinalen Punkt seines gesellschaftlichen Integrationsprojektes zu erklären? Ein Staat, der seine Kapitalisierungsfunktion nur erfüllen kann, wenn er die bürgerliche Klasse vom Kapital dissoziiert, sie zu Staatsbürgern diszipliniert und transformiert, ein Staat, der die Verpflichtung der bürgerlichen Klasse auf eine minimale Rücksichtnahme gegen die Subsistenzbedürfnisse der Arbeiter nur erzwingen karin, wenn er dem naturwüchsig egoistischen Konkurrenzbürger mit »dem Juden« als der asozialen Wahrheit seiner selbst droht? Wenn er ihr also ihre soziale Existenz in den gräßlichsten Farben als die höchste Gefährdung ihrer kapitalen Vergesellschaftung ausmalt? Und der dies nur tun kann, indem er zugleich als Verkörperung des gesellschaftlichen Gesamtarbeiters auftritt, als nationalsozialer Volksstaat, in letzter Konsequenz also als nationalsozialistischer Volksgemeinschaftsstaat? Enderwitz demonstriert, daß der blinde Fleck der marxistischen Theorie in Sachen Antisemitismus unmittelbar ihren Halluzinationen vom »sozialistischen« oder gar »proletarischen Staat« geschuldet ist: Keine revolutionäre Praxis wird dem Antisemitismus gerecht werden können, die nicht Kapital- und Staatskritik in einem wäre und so der Intention der Kritik der politischen Ökonomie entspräche.

Anton Pannekoek/Paul Mattick: Marxistischer Anti-Leninismus., Ca ira Verlag 1991, 240 Seiten, 25 Mark

Sozialdemokratie ist Bolschewismus ohne Staatsmacht, Marxisten-Leninisten sind autoritäre Sozialdemokraten. Die durch den Zusammenbruch der realsozialistischen Gesellschaften des Ostens ausgelöste Massenkonversion der linken Intellektuellen zur »Zivilgesellschaft« als moralisch veredelter Ausgabe der freien Marktwirtschaft hat den Geburtsfehler der Linken bloßgelegt: ihren Staatsfetischismus. Sozialistisch, gar kommunistisch gab man sich genau so lange, wie man eine leitende Position im gesellschaftlichen System der Trennung von geistiger und körperlicher Arbeit erhoffen durfte. Hier nehmen alle Illusionen der »wissenschaftlichen Handhabung der Ware-Geld-Beziehung« ihren Anfang, mit denen nach '68 die K-Gruppen politisch hausieren gingen. Der Leninismus war die Ideologie der proletarisch verkleideten bürgerlichen Revolutionäre. Schon in den zwanziger Jahren kritisierten die »proletarischen Antibolschewisten« um Anton Pannekoek die Verwandlung des Marxismus in Herrschaftswissenschaft und die Ideologie der nachholenden Industrialisierung. Ausgehend von Rosa Luxemburgs Diktum, die Bolschewiken seien die Nachfahren der Jakobiner, vertraten die Rätekommunisten die These, nationaler »Sozialismus in einem Lande« sei nichts anderes als Staatskapitalismus. »Das Ziel, das die Kommunistische Partei sich unter dem Namen 'Weltrevolution' setzt - mittels der Macht der von ihr geführten Arbeiterklasse eine Schicht von Führern und Intellektuellen zur Herrschaft zu bringen, die dann die Sozialisierung, d.h. die planmäßige Produktion durch die Staatsgewalt durchführt - stimmt im wesentlichen mit dem sozialistischen Endziel der Sozialdemokratie überein.«

Im Zentrum des Sammelbandes ,steht Anton Pannekoeks Schrift »Lenin als Philosoph« von 1938, die 1967 erstmals - und folgenlos - auf deutsch erschien, dazu Aufsätze von Paul Mattick und Karl Korsch, schließlich die »Thesen über den Bolschewismus« der Gruppe Internationale Kommunisten Hollands von 1934**.** Der abschließende Aufsatz von Diethard Behrens und Kornelia Hafner »Auf der Suche nach dem 'wahren Sozialismus'. Von der Kritik des Proudhonismus über die russische Modernisierungsdiktatur zum realsozialistischen Etikettenschwindel« untersucht, wie es zur Verwechslung von Planwirtschaft und Kommunismus kommen konnte. Der Abgang des Staatskapitalismus eröffnet den Blick auf den ebenso antikapitalistischen wie notwendig antietatistischen Charakter des »Vereins freier Menschen«. Kein Grund zur Trauer also

oder gar zur FDGO.

Literatur-Konkret 1991 S. 38

Erich Kuby

Heftpflaster gegen Beinbruch

Rezension

Der Vorschlag der KONKRET-Redaktion, mich mit ein paar kurzen Buchbesprechungen an dieser Literaturbeilage zu beteiligen, erreichte mich in den letzten Augusttagen in einem Gebirgstal Kärntens. Uns steht dort nicht zum ersten Mal die wenig benutzte Wohnung von Freunden zur Verfügung, der Familie eines Professors an der Münchner Universität. Er ist hochinteressiert an Umweltproblemen und Zukunftsentwicklungen; dementsprechend sieht die Bibliothek aus, die sich hier im Laufe der Jahre angesammelt hat.

Als ich nun aus Hamburg hörte, das Manuskript müsse bis zum 7. September vorliegen, stand ich vor der Entscheidung, abzusagen oder aus der Not eine Tugend zu machen und aus dem hier vorhandenen Bestand eine Bücherkombination zusammenzustellen, aus der ein gewisser Sinnzusammenhang herauszulesen ist. Ich gestehe, daß ich in diese Auswahl gern die hier vorhandene, vom konzerngründenden Großvater unseres Freundes mit seinem Namenszug versehene, »Dritte vermehrte Auflage (Hamburg 1883), Karl Marx, Das Kapital, Kritik der politischen Okonomie«, aufgenommen hätte. Es erwies sich aber dann doch als zu schwierig, vom »Kapital« zu neueren Titeln einen Bogen zu schlagen und den KONKRET-Lesern (und mir selbst) auf vorgeschriebenen 30 Zeilen nahe zu bringen, warum es nicht schaden könnte, gerade 1991 nicht, sich mit diesem epochalen Werk zu beschäftigen.

Indes brachte mich dieser Ansatz auf die Idee, die mich dann bei der Auswahl der Titel leitete: nämlich auf zwei Bücher hinzuweisen, die einmal nicht nur Bestseller gewesen sind, sondern, wenn auch auf grundverschiedene Weise, die Leser tief bewegten: Boris Pasternaks *Doktor Schiwago* und Frantz Fanons *Die Verdammten dieser Erde.*

Boris Paternak: Doktor Schiwago, Fischer Taschenbuch Verlag, 620 Seiten, 18,80 Mark

Da ich mich um jene Bücher der Schönen Literatur, um Romane zumal, von denen landauf, landab eine Saison lang getönt wird, herumzudrücken pflege, hatte ich Pasternaks Meisterwerk nie gelesen. Das Exemplar, das ich mir vor ein paar Tagen aus den Regalen herauszog, die bei Fischer als Taschenbuch erschienene Ausgabe, versorgte mich nun mit rund 600 Seiten drei halbe Nächte lang. Und was ist das Ergebnis? An Tolstois *Krieg und Frieden,* Stendhals *Rot und Schwarz* und Glasers *Geheimnis und Gewalt* kommt *Doktor Schiwago* nicht heran. Aber in diesem Herbst, in dem wir alle so triftigen Grund haben, uns mit Rußland zu beschäftigen - ich sage absichtlich Rußland und nicht Sowjetunion -, ist mir der gewaltige Roman doch wichtig geworden, und ich möchte ihn gerade auch KONKRET-Lesern empfehlen. Als Bett-Lektüre in dieses Wortmeer einzutauchen, bringt Gewinn, denn Pasternak hatte selbst erlebt, was er so virtuos dargestellt hat. Das tat mir wohl, während ich von Journalisten und Nachrichtenagenturen Tag für Tag und über Seiten mit Moskauer Informationen vom Tiefgang eines ins Meer geworfenen Streichholzes eingedeckt wurde.

Pasternak ist, wie gesagt, Aktualität nicht abzusprechen, aber sie ist nicht derart erschreckend, wie die von Fanons Aufruf zur Selbstfindung und Selbstrettung derer, die wir unter dem schleimigen Begriff »Die Dritte Welt« zusammenfassen, um sie auf Distanz zu halten zu unserer Ersten Welt, uns vorgaukelnd, die Leiden und das Massensterben der »Dritten« seien hausgemacht und von Gott verfügt.**Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde. Suhrkamp Verlag 1981, 12 Mark**

Um Fanon bin ich seinerzeit nicht herumgegangen wie um Pasternak, selbstverständlich nicht. Ist dessen Werk eine Art Polsterstuhl, so sind *Die Verdammten* ein Nagelbrett, und auf dem können sich bekanntlich nur indische Fakire ausruhen. Das Vorwort, das Sartre dem Fanon-Fanal mitgegeben hat, gehört gewiß zum Giftigsten und Brilliantesten, was der Philosoph seiner, unserer Welt entgegengeschleudert hat. Von Fanon sagt er: »In dieser Stimme entdeckt die Dritte Welt sich und spricht zu sich.« Wir werden, schreibt er, mit diesem Buch Fremde um ein Feuer versammelt sehen, die über das Schicksal beraten »das sie euren Niederlassungen und Söldnern zugedacht haben«. Mit solchen Prognosen rannte Sartre schon vor dreißig Jahren bei mir offene Türen ein, und nun sind wir eben um diese dreißig Jahre dem Süd-Nord-Krieg näher, weil die kapitalistischen Industriestaaten glauben, mit Heftpflaster einen Beinbruch heilen zu können.

Joseph Kirschner: Die Kunst, ohne Überfluß glücklich zu loben. Das große Abenteuer unserer Zeit. Droemer Knaur Verlag, 159 Seiten, 7,80 Mark

Mein drittes Büchlein empfiehlt diese Therapie: Josef Kirschner, *Die Kunst ohne Überfluß glücklich zu leben. Das große Abenteuer unserer Zeit.* Dazu gehört: »Horche so lange in dich hinein, bist du erkennst, was für dich das Richtige ist«, und:

»Welchen Einfluß ein kräftiges Frühstück auf die Einkaufsgewohnheiten meiner Frau hat.« Besonders der Frauen im Tschad und in den indischen Slums. Ich empfehle natürlich KONKRET-Lesern nicht, sich mit dieser Kunst »glücklich zu leben« vertraut zu machen, will nur darauf hinweisen, mit welchen Ratschlägen wir u.a. versorgt werden zwecks Absicherung unserer Lebensweise. (An den realen Weltproblemen gemessen, sind die »Grünen« von Kirschner nicht allzuweit entfernt.)

W. N. Lansburgh: Eine europäische Vergnügungsreise. Bertelsmann Verlag

Nun letztens: W.N. Lansburgh, *Eine europäische Vergnügungsreise.* Der Autor, »Nichtarier«, Sohn des Berliner Nationalökonomen Alfred Lansburgh, läßt den Leser in Form eines literarischen Pointillismus an den 30 Jammerjahren seiner in Spanien, Italien, Schweden durchgestandenen Emigration teilnehmen. Mit ihm kehren wir schließlich wieder in die Bundesrepublik zurück. Böser und witziger hat noch kein Emigrant darüber Rechenschaft abgelegt, wie ein seiner Sprache und seiner ursprünglich bürgerlich geplanten Existenz Beraubter die Welt von ganz unten erlebt hat. Von 24 Verlagen wurde sein Manuskript abgelehnt. Nun, da es schließlich doch als Buch - mit Illustrationen des Autors - vorliegt, scheint es weithin unbeachtet geblieben zu sein. Das bestätigt nur Lansburghs triste Erfahrungen mit Fremden und Landsleuten. Er hat wenige »Schrankmenschen« getroffen: Leute, die ohne lange zu fragen einen Verfolgten in ihrem Schrank verstecken.

Auf diese »Vergnügungsreise« hat ihn der berühmte Vater 1933 geschickt, der dann in Berlin umgekommen ist. Lansburgh schildert das letzte Gespräch mit dem Vater:

» Ich habe mir das ein bißchen überlegt, das mit Hitler'«, sagt er, »'Wie wäre es mit einer kleinen Auslandsreise? Du bist ja noch nie recht draußen gewesen, ich meine - auf längere Zeit.'«

Er sah mich immer noch an. Ach, sein Gesicht.

'Paris vielleicht? Zieht Dich das nicht? Oder die Schweiz. Ein bißchen Geld haben wir ja noch, und dann wird man weitersehen - '«

Und dann sagt der Vater: »'Wir Alten müssen schon hierbleiben. Fahr weg, mein gutes Jungchen, fahr weg.'

Meine Mutter begleitete mich zur Bahn, mein Vater sagte, er habe zu starke Kopfschmerzen... Ich sah noch einmal zu seinem Fenster hinauf, er stand regungslos dahinter. Ich winkte, er nickte nur. Ich sah ihn zum letztenmal. Er wußte es.«

So also begann diese 30-Jahre-Reise, und Lansburgh zitiert Shakespeares *Richard II.,* der den verbannten Sohn tröstet: »Nenn's eine Reise, bloß zur Lust gemacht.« Sie nachzuvollziehen, ist eine Deutschstunde, die auf ihre Art so aktuell ist wie *Die Verdammten,* und nicht das sanfte Gewäsch, das uns unter diesem Titel angeboten wurde.

Ein Korrespondent des »Temps« kam kurz nach der »Machtübernahme« zum Vater und fragte ihn, wieviele Deutsche seiner Einschätzung nach Gegner des 'Nationalsozialismus' seien. »'Etwa 49 bis 51 %', hatte mein Vater geantwortet, 'die Majorität, dieses äußerst wichtige eine Prozent, schwankt hin und her.'«

Der Franzose war höchst erstaunt. Ganze dreißig oder vierzig Millionen Deutsche seien Gegner des Nationalsozialismus? Wo sei denn da der Widerstand?

»Mein Vater sagte, es ginge hier nicht um Millionen, so etwas sei unwesentlich. Es ginge um 49 oder 51 %, die Majorität schwanke, wie gesagt, en chaque allemand, in jedem Deutschen.«

Dieser Prozess der Verschiebung in der politischen Befindlichkeit unserer Volksgenossen ist gerade wieder in Gang gekommen. Demoskopische Erhebungen erfassen ihn nicht.

Literatur-Konkret 1991 S. 38

Hermann Peter Piwitt

Rare Poesie

Rezension

Von den in diesem Jahr erschienenen Büchern, die mir Verlage bzw. Freunde kostenlos überließen, sind mir die liebsten gewesen:

Uwe Timm: Kopfjäger, Kiepenheuer und Witsch Verlag 1991, 448 Seiten, 39,80 Mark,

weil er, geschult an Marquez, einfach weitermacht da, wo Balzac aufgehört hat: bei der Seele vom Geschäft.

Klaus Modick: Die Schrift vom Speicher, Frankfurter Verlagsanstalt 1991, 184 Seiten, 32 Mark,

ein Stück rarer Poesie, wobei ich mir nicht sicher bin, ob mich nicht sein betörender Singsang den einen oder anderen klingelnden Leerlauf hat überhören lassen; aber das kennt man ja von Rilke und hat es auch da ganz gern.

F.C. Delius: Die Birnen von Ribbeck, Rowohlt Verlag 1991, 80 Seifen, 19,80 Mark.

Auch einer, der es nicht lassen kann, noch den größten Schweinereien Melancholie abzugewinnen statt zu verstummen; wenn es denn wahr ist, daß die Katatonie der letzte Versuch ist, Gewalt zu vermeiden... Und wem könnte man denn auch noch groß ans Leder außer sich selbst...

Hans Modrow: Aufbruch und Ende, Konkret Literatur Verlag 1991, 208 Seiten, 24 Mark,

der einzige Politiker, dem ich, seit dem Tod Heinemanns, Geld hätte leihen mögen, wenn ich welches hätte. (Brandt? Nein. Wär' ja doch nur gleich damit auf einen Flachmann 'Mariacron' los und hätte Reden geschwungen vor jedem erstbesten Reichstag ...)

Literatur-Konkret 1991 S. 40

Rainer Noske

Schwieriger Genitiv

Rezension

Peter Handke: Versuch über den geglückten Tag. Ein Wintertagtraum. Suhrkamp Verlag 1991, 91 Seiten, 24 Mark

Einen Blick auf die Form seines dritten Versuches zu werfen *(Versuch über den geglückten Tag),* mag angezeigt sein, nachdem die ersten beiden *(Versuch über die Müdigkeit, 1989; Versuch über die Jukebox, 1990)* den Eindruck vermittelt haben, daß Peter Handke zwar möglicherweise fließend telephonieren, aber nur sehr wenig Deutsch schreiben kann. Was er in seinem neuen Buch wieder unter Beweis stellt; unverständliche Worte wie »Tagklemme«, »Langvergangenheit«, »Fremdlicht« oder »Einzelbaum« wechseln sich mit unverständlichen Sätzen ab: »Jedenfalls galt vorzeiten, ob beim Schaftrieb auf den Pindus-Höhen, beim Umherwandeln unterhalb der Athener Akropolis oder beim Feldmauernschichten auf den steinigen Plateaus von Arkadien geradezu etwas wie ein Gott solch eines geglückten Augenblicks oder Zeit-Atoms.« Ein Komma nach »Arkadien«? »Geradezu wie ein Gott gelten«? Feldmauernaufschichten? Undsoweiter.

Aber das sind, zugegeben, Ausstellungen, die allein auf dem gesunden Menschenverstand beruhen. Der Autor will sich »an einer Beschreibung, oder Aufzählung, oder Erzählung der Elemente und Probleme solch eines Tags (sc. eines »geglückten Tages«) versuchen«. Warum aber beschreibt er dann nichts, warum erzählt er nichts? »Beschreibungen« finden sich solche: »Die Leiter im Garten, Inbild des Aus-sich-Heraussteigen-Sollens, hatte sieben Sprossen.« Und sobald Licht umzukippen droht, droht der Verstand sich umzudrehen: »Unwiderruflich am Tag gescheitert? Mit der Folge, daß sich mir das Licht des Tags nicht nur zu einem wie der meisten andern mindert, sondern auch noch, und das wäre seine Gefährlichkeit, umzukippen droht von der Formenhelle in die Formlosigkeitshölle?« Er hat nichts zu beschreiben; nichts zu erzählen; er spricht über gar nichts. Da schlüpft er in die Rolle des Grüblers, und reiht Wendungen aneinander, bei denen man sich nichts denken kann: »Nichts war, und wieder war nichts, und wieder war nichts. Und was tat dieses Nichts und wieder Nichts? Es bedeutete. Es war mehr möglich mit nichts als dem Tag, weit, weit mehr, mir wie dir. Und darum ging es hier: das Nichts unsrer Tage, das galt es jetzt 'fruchten' zu lassen, von Morgen bis Abend (oder auch Mitternacht?). Und ich wiederhole: die Idee war Licht. Die Idee ist Licht.« Das erinnert an: »Idee hieß: Es gab kein Bild, nur Licht« und stellt durch Wiederholung eines Wortes manchen tieferen Zusammenhang her.

Bleibt nur die Sprache des Buches, die ein Schmonzes ist. Ist ein Genitiv schwierig, unterläßt er's, ihn zu bilden: »Beim Rechen des Gartenlaubs auf einmal das Hervorleuchten eines Hahnenfuß.« Bloß damit der Leser nicht weiß, woran er ist, und es für einen Moment befremdlich und tiefsinnig klingt, läßt er Vorsilben weg: »Eine Stille kam auf, wie sie Bild wurde beim Unterwegssein in der Sonne auf einer mittäglich freien Landstraße mit jenen paarweisen, gewandfarbenen Faltern, die, unversehens aus dem Leeren getaucht, sich rückwärts zu nähern schienen.« Da taucht die Befürchtung auf, daß Ausdrücke wie »innegehalten zur Geduld« und ähnlich gebrochenes Deutsch sich wahrscheinlich auch schon »rückwärts« der Grammatik nähern.

Literatur-Konkret 1991 S. 41

Ulrich Hentschel

Einfach und anschaulich

Rezension

Aniceti Kitereza: Die Kinder der Regenmacher - Herr Myombekere und Frau Bugonoka, Peter Hammer Verlag 1991, 38 Mark

»Worte sind wie Speichel. Sie leben nicht ständig im Munde, sondern entstehen dort im Augenblick ihres Untergangs.« Mit diesem schönen Satz verabschieden sich die drei Männer von Myombekere, nachdem sie sich eine Zeitlang angeregt gestritten haben. Am frühen Morgen noch waren sie auf sein Gehöft gekommen, »nur um ihm guten Tag zu sagen. Das war damals so Sitte, und manche machten dies täglich.« Daß es diesmal nicht bei dem üblich-höflichen Guten Morgen blieb, war vor allem Bugonoka, der Frau Myombekeres zu verdanken, die die Gäste ihrerseits begrüßt hatte mit: »Männer, breitet euch auf euren Hintern nur behaglich aus!«

Wie aus diesem Spaß ein Streit der drei Männer untereinander wird, berichtet Aniceti Kitereza in seinem Roman *Die Kinder der Regenmacher* Er erzählt, wie Bananenbier hergestellt wird - angefangen vom Erwerb der dafür benötigten Bananen bis hin zum Transport des Bieres mit anschließendem gemeinsamen Umtrunk. Er erzählt von der mühseligen Arbeit der Vorbereitung eines Kartoffelfeldes ebenso wie von der Kunst eines - nach Auskunft von dessen Frau - zwar faulen, aber klugen und erfolgreichen Heilers. Kitereza erzählt und erzählt, und ich habe ihm gern, manchmal skeptisch, manchmal fasziniert zugehört, 300 Seiten lang.

Aniceti Kitereza ist seit 1981 tot. Seinen Roman hat er schon 1945 vollendet, und zwar in seiner Muttersprache Kikerewe. Ende der Sechziger übersetzte er den Roman ins Shwahili, der dann aber erst 1981 als Buch in Tansania erscheint, gedruckt übrigens in China. Ein halbes Jahrhundert nach der Niederschrift können wir jetzt diese große Erzählung lesen. Erfreulicherweise läßt der Peter Hammer Verlag nicht von dem Versuch ab, lesekundigen Deutschen Literatur gegen den Trend zu verkaufen. Und erfreulicherweise hat er in Wilhelm J.G. Möhlig einen Übersetzer gefunden, der 'Afrika' nicht einzudeutschen versucht.

Ich empfehle das Buch, obwohl ich nicht einmal genau sagen kann, warum ich diese Erzählung über eine nichtkoloniale Zeit in einem afrikanischen Land so gern gelesen habe. Fast möchte ich ihn, seiner Einfachheit und Anschaulichkeit wegen, zum Vorlesen für Kinder empfehlen. Dann wieder werde ich skeptisch, ob ich nicht - gerade in diesen Wochen politischer Hilfslosigkeit - der Sehnsucht nach einfachen, klaren, überschaubaren, also vorbürgerlichen und konservativen (Gesellschafts-)Bildern erliege, sie u.a. auch mit Projektionen auf Afrika zu erfüllen trachte. Damit stünde ich ja schließlich nicht allein. Aber es gibt in Kiterezas Roman, was sich dieser Projektion verweigert, sie mir unmöglich macht. Das läßt sich lesen.

Jürgen Schadeberg/Klaus Humann (Hrsg.): DRUM - Die fünfziger Jahre - Bilder aus Südafrika, Rogner & Bernbard-Verlag bei Zweitausendeins 1991, 33 Mark

Das ist ein Buch zum Anschauen, ein Bilderbuch aus einer anderen Zeit in einem fernen Land. Entgegen einer weitverbreiteten Einstellung hierzulande gab es in Südafrika über einige Jahrzehnte hinweg Zustände, die - im Vergleich zu den hiesigen mit Faschismus, 2. Weltkrieg und Kaltem Krieg - fast als liberal bezeichnet werden können. Keine Frage: Der Rassismus kam ins südliche Afrika mit den Weißen, die Apartheid wurde 1948 als Staatsform eingeführt, wohlwollend unbeachtet von der weißen, demokratischen Welt. Aber erst 1960, mit dem von der Apartheid-Polizei verübten Massenmord in Sharpeville, wurde der kühl kalkulierende Rassismus zum alles beherrschenden Geschäftsprinzip, der dumpfweiße Haß zum inneren Antrieb der südafrikanischen Gesellschaft. Das war - daran wird man immer wieder erinnern müssen, die Zeit, in der die imperialistischen Staaten ein starkes ökonomisches und militärstrategisches Interesse für Südafrika entwickelten. Die Deutschen kamen später, dafür aber kräftig.

Also die fünfziger Jahre: Während hierzulande feiern, trällern und vergessen angesagt war, goldene Nasen verdienen und daheim am Nierentischchen selbstzufrieden-beleidigt sein, fand in Südafrika etwas anderes statt. Das ist in wenigen Worten kaum zu beschreiben und kann ja auch in diesem Buch in vielen Bildern angeschaut werden. Irritierend das Nebeneinander von scheinbar Vertrautem: Glitzer-Autos und Jazz-Bands, schöne Frauen im Bikini und im weißen Brautkleid, junge Boxer und viel Variété, und dem Unvertrauten: Slums und Särge, heftige Demonstrationen, klare Parolen und militante Frauen.

Die Fotos sind allesamt dem Reportage-Magazin »The African Drum« entnommen, das seit 1951 erschien und, wie Nelson Mandela in seinem Geleitwort festhält, die einzige Zeitschrift war, »die über unseren Kampf, unsere politischen Ziele

ausführlich und fair berichtet hat«. Darüber hätte ich gern mehr erfahren. Die kurzen Texte der früheren DRUM-Mitglieder Anthony Sampson und Jürgen Schadeberg sind informativ und spannend geschrieben, hätten aber noch gut um Darstellungen südafrikanischer Autorinnen und Autoren erweitert werden können. Mag sein, daß darunter die Attraktivität der Buchgestaltung etwas gelitten hätte, dem Bemühen, in widrigen Zeiten Neugierde und Respekt für eine seriöse Befreiungsgeschichte zu wecken, hätte es gedient. Gleichwohl: Im Unterschied zu anderen Bildbänden nehme ich diesen immer wieder zur Hand.

Theo Lutz: Computer-Wissen für Anfänger, WRS-Verlag 1991, 136 Seiten, 38 Mark

Das sollte ein Buch sein, das ich immer wieder zur Hand nehmen wollte. Zweimal schon war ich gescheitert. Würde es diesmal klappen? Würde mir Hilfe zuteil in meinem ehrlichen Bestreben, mehr von Computern und vom Computer zu verstehen? Wie sehr wünschte ich mir, mich endlich von den Befehlsstrukturen meines Mini-PCs zu emanzipieren, nicht mehr hilflos den Anweisungen dickleibiger Schwarten ausgesetzt zu sein, nicht hilflos mit den Fingern auf der Tastatur herumzuirren und sehnsüchtigen Blickes dem Bildschirm ausgeliefert zu sein, auf das versprochene und dann endlich richtige Zeichen zu warten. Damit es weitergehen kann, mit der Arbeit und der versprochenen Arbeitserleichterung.

Aber immer wieder hakt es. Man wird nervös, verflucht abwechselnd das Gerät und sich selbst. Und dann wollen Sie es wissen, suchen im Prospekt der örtlichen Volkshochschule nach Einführungskursen, die es aber wenn überhaupt, dann nur zu ganz unpassenden Zeiten gibt. Kommerziellen Anbietern mißtrauen Sie. In ihrem Bekanntenkreis mögen sie schon nicht mehr fragen; ein Freund, der ES geschafft hat, macht in letzter Zeit eh schon einen Bogen um Sie. Sie bleiben allein mit ihren Computer-Problemen, mit DOS und Word. Und dann tauchen die Helfer auf, Bücher, die es gerade Ihnen, dem Anfänger endlich erklären wollen. »Alle Computer-Fragen klipp und klar beantwortet«, verheißt das Cover.

Mag sein, daß das Buch von Theo Lutz alle Fragen beantwortet. Seiner Sprache ist zu entnehmen, daß er sich Mühe gibt, trotz mancher Probleme mit der Sprachlogik. Aber leider habe ich von dem Erklärten nur einen Teil, und das mit Mühe verstehen können. Ich bleibe frustriert, komme ins Selbstzweifeln: Habe ich die falschen Fragen? Bin ich gar zu dumm für den Computer? Ein Trost bleibt mir: Ich habe herausgefunden, daß das Buch nicht, wie in der Werbung angekündigt, 220 Seiten hat, sondern von vorn bis hinten nur 136. Nur ein dummer Irrtum ...

Literatur-Konkret 1991 S. 42

Horst Tomayer

Archivierter Reklameschei dreck

Rezension

»Dieses Büchlein haben sich tausende Stadtgespräche-Leser gewünscht. Viele kennen die hier veröffentlichten Personality-Anzeigen aus der Abendzeitung. Die meisten meiner Leser haben Stadtgespräche ausgeschnitten, gesammelt und archiviert. Ein Grund mehr, Jahr für Jahr dieses Büchlein zu erweitern. Herzlich Ihre Ingrid Pelz.«

Ingrid Pelz (Hg.): Stadtgespräche. Verlag Ingrid Pelz, 144 Seiten, 6,80 Mark, Auflage 30.000

Ich glaub ihr aufs Wort, der Pelzschen, weil ich weiß, daß unter *dieser* Sonne jeder Irrsinn grünt: Daß es tausende von Münchner Arschfüßlern gibt, die sich diesen zu »Business-Portraits« aufgedufteten kleinständischen Reklamescheißdreck nicht nur beseeeligt reinziehn aus der Zeitung, ihn nicht nur entzückten Sinns ausschneiden mit der Haushaltsscher und ihn, den Reklamescheißdreck, nicht nur, als wär das was zum Aufheben, »archivieren«, sondern daß sie dieses Zeug einmal im Jahr auch noch auf Hochglanzpapier und gebunden in den Wixgriffeln zu halten begehren und dafür, als wie restlos enthirnt und für höhere Aufgaben wie die sofortige Entleibung aus Gründen unheilbarer Dummheit rettungslos verloren, sage und schreibe den Wochenlohn eines Kaffeepflückerkindes, nämlich sechs Mark achtzig abdrücken. Ach, daß sie doch der Herzogstand erschlüge und die Isar verschlänge, die die da in ihrer Münchener Wohnküch hocken, den Zinken in diesem schauderhaften Scheiß;

»Varda, die Frau mit dem besonderen Blick« - »Coelan, dieses Wundermittel ist die Revolution in der Balkon und Dachbeschichtung« - »Neues aus dem Pasinger Bettenhaus« - »Evelyne, die Kartenseherin« - »Der neue Trend ist Naturkork« - »UP-Lift, hier gehts um Ihren Popo« - »Super Gardinen Wasch Service« - »Leasen ist gesellschaftsfähig« - »Angelika Bauers Schönheitstempel hat Niveau und Flair«

Literatur-Konkret 1991 S. 44

Otto K□ hler

Opfer und T□ ter

Rezension

Fritz Wüllner: Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Ein grundlegender Forschungsbericht. Nomos-Verlag 1991, 870 Seiten, 98 Mark

Nicht selten wird die Geschichte gleich von denen gefälscht, die sie machen. Dieses Brudzinski-Wort hat Fritz Wüllner seinem Buch vorangestellt, und er meint damit ganz besonders - aber nicht allein - den Marburger Militärrechtler Erich Schwinge. Mit eigenen apologetischen Veröffentlichungen sorgte der jahrzehntelang dafür, daß im Nachfolgestaat das Bild der NS-Militärjustiz verharmlost wurde, an der er selbst maßgeblich beteiligt war. Als Rechtslehrer hatte Schwinge sogar die Fememorde in der Weimarer Republik gerechtfertigt und Dissertationen in Auftrag geben, in denen zum Mord an »Neurotikern« aufgerufen wurde**.** In den mindestens 1.000 Fällen, in denen Schwinge selbst an Militärjustizverfahren beteiligt war, sorgte er für exzessive Urteile. Rund 50.000 Todesurteile der Militärjustiz hatte es laut Wüllners Ermittlungen gegeben, Schwinge gestand in seinen Veröffentlichungen nur 10.000 ein.

Keinem der heute abgewickelten Professoren und Richter der DDR wird man auch nur annähernd so schlimme Vorwürfe machen können wie Erich Schwinge. Doch dieser Militärrichter der Nazis, furchtbarer noch als Filbinger, bekam - als sei er völlig unbescholten - nach dem Krieg seinen alten Lehrstuhl für Strafrecht in Marburg zurück, später auch für Militärrecht und Kriegsvölkerrecht. Er wurde Rektor der Universität, überzog alle, die seine NS-Urteile kritisierten, mit Prozessen, ob Journalisten oder Studenten, und wollte diese auch noch von der Universität verlassen. Er wurde lediglich aus Altersgründen emeritiert - in allen Ehren. Eine widerliche deutsche Karriere - unvergleichbar mit der des KZ-Kommandanten Rudolf Höß, der 1947 gehenkt wurde.

Glückwunsch für Wüllner, der Schwinge das apologetische Handwerk legte: Während ich dies schreibe, kommt eine gute Nachricht aus Kassel. Das Bundessozialgericht erkennt der Witwe eines hingerichteten Soldaten Rente zu, wie die jüngste historische Forschung vermuten lasse, daß die Todesurteile im Zweiten Weltkrieg offensichtlich unrechtmäßig waren. Die Wehrmacht habe mit ihrer Todesurteilspraxis - das Gericht berief sich auf Wüllners Zahl von 50.000 Todesurteilen - den üblichen Weg der Militärgerichtsbarkeit verlassen. Die 72jährige Witwe bekommt jetzt eine Rentennachzahlung, allerdings von nur 12.000 Mark - für ein ganzes Menschenleben nur wenig mehr als ein monatlicher Ruhestandsbezug für Schwinge.

Jürgen Kuczynski: Probleme der Selbstkritik - Sowie von flacher Landschaft und vom Zickzack der Geschichte. Papy-Rossa Verlag 1991, 256 Seiten, 24 Mark

Selbstkritik? De große alte Mann der DDR-Geschichtsschreibung hätte sie heute am wenigsten nötig. Er kann sich auf ein KONKRET-Interview von 1985 berufen, in dem er gefragt wurde- »Sind Sie der Ghostwriter des sowjetischen Generalsekretärs?« Jürgen Kuczynski hat nicht alles über Bord geworfen wie inzwischen Gorbatschow. Aber er kritisierte schon 1983 in seinem Dialog *mit meinem Urenkel* die □Schönfärberei und Phrasendrescherei« der »Apologeten« des Sozialismus, er warf der DDR-Presse »völlig ungenügendes kritisches Verhalten« vor, er verlangte demokratische Wahlen und den Verzicht auf Einstimmigkeit. Und er kritisierte zu gleich den »Geist der westlichen Konsumgesellschaft«, den die Firma Honecker & Schalck-Golodkowski aus der Cola-Flasche ließ, und der beide Teilhaber inzwischen in sehr verschiedene Richtungen des Landes vertrieb.

Sein *Dialog mit dem Urenkel* wurde von der SED als das »republikfeindlichste« Buch beschimpft, das je in der DDR veröffentlicht wurde. Heute bittet ihn der Chefredakteur der »Weltbühne«, weniger oft zu schreiben, weil es immer so viele böse Briefe gäbe.

Kuczynski - das ist die DDR, so wie wir sie uns einst gewünscht haben; jetzt können wir, danke Gorbi, die bessere Zukunft nur noch nachlesen.

Wolfgang Benz (Hg.): Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. Oldenbourg Verlag, München 1991, 584 Seiten, 68 Mark

Nicht nur in der rechtsextremistischen Propaganda spielt die Leugnung und Verharmlosung der Judenvernichtung, die sogenannte »6-Millionen-Lüge« eine gewichtige Rolle. Immer wieder taucht in der Neonazi-Literatur eine angeblich vom Roten Kreuz stammende »amtliche Feststellung« auf, nach der es »höchstens« 300.000 Opfer rassischer, religiöser und

politischer Verfolgung gegeben habe. Eine Fälschung, von der sich das Rote Kreuz längst energisch distanziert hat. Eine mathematisch exakte Feststellung der genauen Zahl der Opfer stößt natürlich auf methodische Schwierigkeiten. Wolfgang Benz, langjähriger Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte mit zahlreichen wichtigen Veröffentlichungen (zuletzt das Fischer-Taschenbuch *Zwischen Hitler und Adenauer)* hat Experten aus allen von Deutschen besetzten Ländern in dieser Untersuchung versammelt, die mit äußerster Vorsicht die Zahl der jüdischen Opfer ermitteln. Nicht einmal deutsche Angaben, etwa die übertriebenen Zahlen des KZ-Kommandanten Rudolf Höß von 2,5 Millionen in Auschwitz ermordeten Juden werden ungeprüft übernommen - der Bericht kommt auf eine Million Juden (- dabei nicht gerechnet die nichtjüdischen Opfer). Die Gesamtbilanz ergibt ein Minimum von 5,29 Millionen und ein Maximum von knapp über sechs Millionen ermordeten Juden. Wir Deutschen hatten - soweit wir so dachten wie die CSU-Bundestagsabgeordnete Fellner - keine Schwierigkeiten all diese Zahlen zu verkraften.

Eine kritische Anmerkung: Immer wieder taucht als deutsche Quelle Himmlers Inspekteur für Statistik, Richard Korherr, mit seinem Bericht über die »Endlösung de Judenfrage« auf. Es wäre sachdienlich gewesen, in einer Fußnote darauf hinzuweisen, welche Rolle Korherr nach dem Krieg in der renommierten Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft und bei der Vorbereitung von Volkszählungen spielte.

Ralph Giordano: Israel um Himmels willen Israel. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1991, 416 Seiten, 45 Mark

Dieser Konflikt *muß* jeden nichtantisemitischen Deutschen zerreißen - verdient, Selbstmitleid deshalb wäre peinlich: Auf der einen Seite die Solidarität mit den Juden, die umzubringen Deutschland nicht gelungen ist. Auf der anderen Seite: Solidarität mit den Opfern unserer Opfer, den Palästinenser n, die auf diese vertrackte Weise ebenfalls unsere Opfer geworden sind. Gute Ratschläge aus dem Mörder-Rechtsnachfolger-Volk, das sich einen Kanzler wählte, der mit seiner Gnade der späten Geburt durch Yad Vashem rannte, vorbei am Denkmal für eineinhalb Millionen ermordeter jüdischer Kinder (»Kenn ich alles«), die muß sich Israel verbitten.

Aber der deutsche Jude Ralph Giordano, selbst verfolgt, er darf Partei ergreifen, und er ergreift sie für beide, für die Juden, für Israel, das er liebt. Und für die Palästinenser. Im Elendslager Jabylaja erfährt er, daß drei Palästinenser, die nach der Tagesarbeit nicht wie vorgeschrieben am Abend in den Gazastreifen zurückkehrten, bei Tel Aviv lebendig verbrannt wurden. Giordano will Versöhnung und weiß doch: es geht weder mit den arabischen Staaten, die Israel vernichten wollen, noch mit den orthodoxen Juden, die, gerade aus New York angereist, im besetzten Gebiet siedeln.

Giordano kennt die »augenzwinkernde Komplizenschaft der Kohl-Regierung und der zuständigen Wirtschaftsbehörden« mit den »westdeutschen Firmen, die Materialien für den Giftgaskrieg geliefert« haben. Bei seinen Gesprächen mit den Freunden in Israel »gibt es nur diese eine Sorge, diese eine Angst- Giftgas«. Auch Giordano eilt davon aus Yad Vashem. Er flüchtet aus Angst, anders als der Kanzler. Er kannte das Photo der Scheune bei Gardelegen noch nicht, das Schreckensphoto in Yad Vashem, das ihn überfällt, er kann nicht mehr anders: »Hier mußt du raus, so schnell wie möglich, sonst bringt es dich um.« Die Scheune in Gardelegen war nicht weit weg, von dem Dorf, in das er 1943 geflüchtet war. 1945, eine Stunde vor der Befreiung, steckte die SS KZ-Häftlinge in die benzingetränkte Holzscheune und zündete an.

Giordano will endlich Frieden, für die Israelis, für die Palästinenser, für sich selbst, denn sie verfolgt ihn: »jene jüdische Angst, die mich, fürchte ich, bis an mein Ende begleiten wird, und die diesem Buch den Titel verliehen hat: Israel um Himmels willen Israel.«

Das neue große Deutschland aber verliert in diesen Tagen mehr und mehr das bißchen Angst, das es sich 1945 so mühselig erworben hat.

Literatur-Konkret 1991 S. 46

Verena Krieger

Gesamtkunstwerk Stalin

Rezension

Peter Noever (Hg.): Alexander M. Rodtschenko, Warwara Stepanowa - Die Zukunft ist unser einziges Ziel. Katalog zur Ausstellung Wien/Moskau 1991. Prestel 1991, 260 Seiten, 98 Mark

Jahrzehntelang wurde sie weder im Westen noch im Osten sonderlich beachtet. Die »russische Avantgarde«, also die Kunst, die in der Sowjetunion etwa von 1910 bis zum Ende der zwanziger Jahre produziert worden ist, galt außerhalb spezialisierter Kreise kaum als würdiger Gegenstand kunstkritischer Betrachtung. Heute sieht das anders aus: Kaum ein Graphiker, der sich nicht von El Lissitzkys typographischen Experimenten anregen läßt; kaum ein Museum, das sich nicht berufen fühlt, die Avantgardisten und Avantgardistinnen auszustellen. Die Preise auf dem Kunstmarkt steigen.

Die neue Mode führt zur erneuten Niederlage und Verhohnepipelung der Künstlerinnen und Künstler, die schließlich nicht weniger wollten, als dem bürgerlich-ästhetizistischen Kunstbetrieb ein Ende zu setzen und die Kunst ins Leben zu integrieren, und die sich dabei als Teil der revolutionären Kräfte verstanden. Schon vom für Kulturfragen zuständigen Volkskommissar Lunatscharskij durch die Feststellung erniedrigt, die suprematistischen Arbeiten seien recht gut für »dekorative Zwecke« geeignet, in der Stalinzeit des »Formalismus« geziehen und verfolgt, sind sie heute eklektizistischer Willkür ausgeliefert, die ihre gegenstandslosen Kompositionen zum Steinbruch für Werbegraphiker macht und als Objekte des Kunstmarkts auf ihre dekorative Funktion reduziert.

Eine Ausstellung in Wien und Moskau samt dazugehörigem Katalog läßt das Bemühen erkennen, neben der Präsentation der Arbeiten von Alexander Rodtschenko und Warwara Stepanowa, zwei der bedeutendsten Figuren des Konstruktivismus und der »linken Kunstfront«, auch den historischen Kontext ihrer Arbeiten und die kunsttheoretischen Überlegungen der Protagonistinnen und Protagonisten zu rekonstruieren. Insgesamt bietet der Katalog einen guten Überblick über die zahlreichen Arbeitsgebiete des Künstlerpaares. Die Textauswahl läßt allerdings den erbittert geführten Streit unter den verschiedenen Kunstrichtungen, der mit der Niederlage der Avantgarde endete, beiseite. Auch die Entwicklung nach der Aufbruchphase in den dreißiger und vierziger Jahren, als Rodtschenko und Stepanowa wie so viele andere auch den schmalen Grat zwischen Arrangement und Ausgegrenztsein gingen, wird wenig behandelt. Zu gern reduziert sich die heutige Rezeption der russischen Avantgarde auf die radikalen utopischen Modelle der »Produktionskünstler« und »Künstler-Ingenieure« für Architektur, Textilien und Agitprop. Daß sie letztlich scheiterte und scheitern mußte, wird dabei gerne ausgeklammert. Immerhin wird diese Problematik in dem Aufsatz »Ist die Zukunft ein Ziel?« vom Angela Völker thematisiert, unter Bezugnahme auf die hierzu bekannten Positionen.

Boris Groys: Gesamtkunstwerk Stalin. Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion. Hanser 1988, 136 Seiten, 16,80 Mark

Mit größerer Radikalität widmet sich der russische Dissident Boris Groys in seinem aufregenden Essay *Gesamtkunstwerk Stalin* der Frage, ob die Niederlage der Avantgarde gegenüber dem »sozialistischen Realismus« der Stalinzeit nicht auch in ihren eigenen Anliegen begründet gewesen ist. Traditionell gelten Avantgarde und Sozrealismus als Gegensatz schlechthin; während erstere mittels Fragmentierung, Bruch und Schockeffekt das analytische Pendant der modernen Gesellschaft ist, dient letztere, ähnlich der Nazi-Kunst, zur Harmonisierung und Integration einer gleichgeschalteten Gesellschaft.

Groys' These liegt quer zu dieser gängigen Auffassung: In der stalinistischen Kunst sei der Anspruch verwirklicht worden, den die Avantgarde bereits selbst formulierte, aber nicht habe einlösen können. Die auffälligste Parallele sieht er in dem Selbstverständnis des avantgardistischen Künstlers als Demiurgen der neuen Welt, der alles vorherige (im Bereich der Kunst ebenso wie in der Gesellschaft überhaupt) ausradiert und aus sich selbst heraus das Neue schafft. Groys stützt sich dabei hauptsächlich auf die theoretischen Schriften von Malewitsch, der in der Tat am entschiedensten sich selbst eine gottähnliche Position gegeben hat. Die linken »Produktionskünstler« wie Stepanowa und Rodtschenko dagegen stellen in den Augen von Groys trotz aller künstlerischen Unterschiede gewissermaßen schon den Übergang zum Sozrealismus dar, weil sie aufgrund ihrer Identifikation mit der Oktoberrevolution zunehmend die Bereitschaft erkennen ließen, sich den Zielen der Partei unterzuordnen und ihre Kunst in deren Dienst zu stellen. Der Schritt hin zur staatlich reglementierten stalinistischen Kunst ist demnach nicht ein Bruch, sondern eher die Vollendung der avantgardistischen Vorstellung von der universellen Neuschöpfung des Menschen und der Gesellschaft. Stalin selbst war, so gesehen, das ideelle Gesamtkunstwerk.

Groys' Argumentation ist facettenreich und bestechend. Sie reizt zum Widerspruch. Im Grunde genommen handelt es sich hier um die alte Kontroverse darüber, inwieweit in der Oktoberrevolution selbst der stalinistische Terror bereits 'angelegt' war, diesmal gezielt auf den Bereich der Kunstproduktion. Groys übersieht in seiner Argumentation, daß das Bedürfnis der Avantgarde nach einer künstlerischen tabula rasa und nach einer Neuschaffung der Welt schon deshalb mit totalitärer Gestaltung nichts gemeinsam hat, weil sie aus einer Position der Defensive, aus der Opposition in vorrevolutionärer Zeit heraus entstanden ist. Und als die Suprematisten und Konstruktivisten in den Jahren nach der Revolution im Aufwind waren, strebten sie (eine Zeitlang galt das sogar für Malewitsch), anders als es der bürgerlichen Ideologie vom einsamen, autonomen Künstlergenie entsprach, nach Integration in die Gesellschaft und nach einer Verschmelzung der Tätigkeit von Künstler und Ingenieur nicht nur in einer Person, sondern auch innerhalb des industriellen Produktionsprozesses. Ebenso gut könnte Groys also argumentieren, der Geniekult des 19. Jahrhunderts sei die eigentliche Quelle des Stalinschen Gesamtkunstwerks. Die Avantgarde jedenfalls brach zwar nicht vollständig mit dem Bild vom Künstler als einsam-heroischem Genie, aber sie betonte das handwerkliche und technische Element ihrer Kunst.

Gescheitert ist die Avantgarde vor allem deshalb, weil sich die von ihr angestrebte Verbindung von Kunst und Leben als nicht realisierbar erwies und sich letztlich zwischen Musealisierung und Abwertung zum Kunsthandwerk zerrieben wurde. Realisiert wurde dieses Projekt bislang tatsächlich nur in der Form des stalinistischen (und nazistischen) Gesamtkunstwerks, und Boris Groys' Hinweis macht deutlich, daß eine solche Verbindung von Kunst und Leben wohl kaum erstrebenswert sein kann.